

Gabriela Kasperski

SICHT UNSICHTBAR

Der dritte Fall für Schnyder&Meier

Roman

Die Stille war ohrenbetäubend. Langsam ließ sie sich zu Boden gleiten und presste die Stirn an die Kacheln. Dann robbte sie vorwärts, vorbei an einem Tropfen in rostigem Braun. Sie quälte sich auf die Knie, Schweiß brach ihr aus. Verzweifelt schob sie sich die Stahlbürste in den Mund. Würgte. Versuchte es von Neuem. Immer wieder. Bis die Kaulquappe in einem Strahl klumpiger Flüssigkeit herausschoss und mit einem Plopp in der Schüssel landete. Zitternd kauerte sie am Boden. Bumm. Bumm. Bumm. Pochte ihr Herz? Da splitterte die alte Kellertür, das Metallschloss brach.

Waldbach, Samstag, 1. Juni

Neugierig besah sich die Fliege das Auge. Es starrte nach oben, zu einem Himmel, dessen Blau am frühen Morgen ganz hell war, fast weiß im luziden Leuchten. Eilig krabbelte die Fliege über Wimpern und Augenbrauen, durch struppige, graue Stoppeln. Die Nase, ein prägnantes Dreieck, gab eine gute Startbahn ab. Die Fliege schwirrte davon, nur um gleich zurückzukehren. Hüpfend bewältigte sie das Kinn und zog weiter, getrieben von ihrer Lust an menschlichen Texturen. Die Haut war rissig, gegerbt von Wind und Wetter. Ob sie je eingecremt worden war? Darüber nachdenken konnte die Fliege natürlich nicht, schien den Unterschied zu einer gepflegten Haut aber wohl zu bemerken. Das Raue war ihr offensichtlich lieber. Nun fehlte nur noch ein Versteck für die Eier und ihr Glück wäre perfekt. Suchend näherte sie sich dem Haaransatz, wo sie etwas Neues entdeckte. Etwas ganz und gar Außerordentliches. Einen erkalteten Brei aus seidenen Fetzen und haarigen Büscheln. Trunken vor Ekstase raste die Fliege hin und her, über die Stirn zur anderen Seite des Gesichts. Dorthin, wo anstelle des Auges eine feuchte Grube klaffte.

Die Fliege jubelte. Bis sie merkte, dass sie festklebte.

Die Sonne ging auf. Ihre Strahlen wärmten die verwitterten Planken der kleinen Aussichtsplattform. Immer hektischer bewegte die Fliege ihre Flügel. Sie ahnte, was ihrem Betrachter längst klar war: Von hier käme sie nie mehr weg.

Zita Schnyder schreckte hoch. Was für ein Albtraum!

»Zita«, murmelte Meier. »Was machst du da, hast du geschnarcht?«

»Du schnarchst.«

»Aber ich habe dich ganz deutlich gehört.«

»Im Schlaf?«

»Es hat mich geweckt. Wie spät ist es eigentlich?« Gähnend hielt sich Meier seinen Wecker vor die Augen. »Halb sechs. Na toll, ich habe kaum ein paar Stunden geschlafen.«

»Immerhin kannst du von Stunden reden«, zischte Zita.

Da regte sich das Bündel zwischen ihnen. *Shit!*

»Hat er wieder Bauchweh?«, flüsterte Meier.

»Wenn du ihn weckst, bring ich dich um.«

»Wieso bist du so aggressiv?«

»Ich wollte auch noch was schlafen, sonst sehe ich aus wie eine Vogelscheuche. An der Taufe unseres Sohnes!«

Meier richtete sich auf und musterte Zita. »Ich kann beim besten Willen keine Vogelscheuche sehen«, sagte er. »Das Haar wunderbar wild ...«

»Seit Tagen nicht gewaschen.«

»Die Augen strahlend ...«

»Das Fieber der Schlaflosen.«

»Die Wangen rosig ...«

»Reines Wunschdenken.«

Schon kroch Meiers Hand über ihren Rücken und zog an seinem Hemd, das zu ihrem geworden war. »Die Kurven knackig ...«

»Viel zu fett.«

»Du bist genau richtig. Entspann dich, mein Schatz, und leg dich wieder hin.«

Ach, der Mann hatte eine Art. Da kam eine SMS. Als Zita im Halbdunkeln hektisch nach dem Handy tastete, wäre es ihr fast entglitten. Bevor sie die Nachricht las, warf sie Meier einen warnenden Blick zu – er sollte es ja nicht wagen, sich über ihr Handy-Vernichtungstalent lustig zu machen. »Eski sitzt mit Max und Baby Georgie auf dem Frankfurter Flughafen fest, sie weiß nicht, ob sie es rechtzeitig schafft«, flüsterte sie entsetzt.

»Eine Taufe ohne die berühmte Patin aus Neuseeland, ob das ein gutes Omen ist?«

»Nicht witzig.«

»Dann übernimmt halt jemand anders. Wir fragen Helen oder deine Mutter, Gritli, Hannes Sutterlütli ...«

»Der ist selber Pate, schon vergessen?«

»Eben, dann macht er es im Doppelpack. Und jetzt schnarchen wir noch eine Runde«, scherzte Meier und verfiel innert Sekunden wieder in beneidenswerten Tiefschlaf.

Vorsichtig löste sich Zita aus seiner Umarmung und schlüpfte in eine Jogginghose. Auf Zehenspitzen schlich sie durch das Chaos des Dachzimmers, die Treppe hinunter, vorbei an der immer noch nicht fertig renovierten Wohnung. Nachdenklich betrachtete sie den rohen Beton. Wenn der Commissario wüsste, wie froh sie um den Aufschub war. Das Szenario *Paar mit Kind im trauten Heim auf dem Land* machte ihr Angst. Absurd. Dabei liebte sie ihn doch. Na ja, fast immer. Wenn er zum überbesorgten Vater mutierte, nervte er. Als Zita ihre Jobsuche angesprochen hatte, zum Beispiel. Da hatte er plötzlich eine erzkonservative Retro-Haltung an den Tag gelegt. Keinesfalls würde er Finn fremden Menschen anvertrauen, zumindest so lange nicht, bis dieser seine Wünsche selber äußern könne.

»Das macht er schon längst«, hatte Zita geschrien. »Tag und Nacht sagt er uns genau, was er haben möchte, einem englischen Gutsherrn gleich. Er: Chef – wir: Sklaven!«

Aber für einmal hatte Meier keinen Humor bewiesen; Finn dürfe nicht in eine Kinderkrippe, viel zu riskant. Punkt. Einer von ihnen müsse für ihren Sohn da sein nach allem, was passiert sei. Da er, Meier, bereits einen Job habe, müsse sie sich noch ein paar Jahre gedulden wie andere Mütter auch. Und was hatte Zita darauf gemacht? Ihm Gender-Verrat vorgeworfen? Für ihre Überzeugung gekämpft? Für ihre Rechte? Sie hatte klein beigegeben. Denn sie war erpressbar, zum ersten Mal in ihrem Leben; sie brauchte sich nur an jenen Moment zu erinnern, als sie aus dem Klo gekommen war und Finn nicht mehr auf der Yogamatte gelegen hatte.

Zita presste die Lippen zusammen und schlich in die Bibliothek, ihren Lieblingsraum in Helens Haus, wo sie in schlaflosen Stunden heimlich Meiers CD-Sammlung auf einen MP3-Player überspielte, ihr Geschenk zur Taufe. Sie fischte eine der Hüllen aus dem Umzugskarton: *Glenn Goulds Goldberg-Variationen*, Meiers Lieblingsmusik. Endlich. Sie hatte schon befürchtet, die CD sei verloren gegangen. Erleichtert legte sie die Scheibe ins Laufwerk und ließ sich in den alten Ledersessel fallen.

Da knackte etwas in ihrer Hosentasche. *Shit!* Sie starrte auf den verbogenen Plastikstab. Ob das Ding noch funktionierte? Nachdem sie ihre Tage auch diesen Monat nicht bekommen hatte, hatte sie sich einen Schwangerschaftstest am Bahnautomaten geholt, verstohlen wie eine Fünfzehnjährige. Hätte sie ihn in der Apotheke gekauft, wäre sie sicher Helen über den Weg gelaufen oder einem von Meiers Arbeitskollegen oder, noch schlimmer, Gritli Gut vom Kapo-Empfang. Meiers leuchtende Augen, wenn er sie fragte, ob es wahr sei, wollte sie sich gar nicht erst vorstellen. Abgesehen davon, dass es unmöglich war. Sie konnte nicht schon wieder schwanger sein. Entschlossen stopfte sie den unbenutzten Test zurück und kuschelte sich in den Sessel. Durchs Fenster sah sie, wie hinter der großen Hecke langsam die Sonne aufging.

Ungeduldig wischte sich Vreni Hugentobler eine Fliege von der Stirn. Es war zum Wahnsinnig werden, kaum schien die Sonne, schwärmten sie los, die widerlichen Biester. Vreni ging etwas schneller, wich einer Pfütze aus. Monatelang hatte es geregnet, das Gebiet um den Greifensee war dauernd überschwemmt gewesen. Doch von solchen Kleinigkeiten ließ sich Vreni ihren Spaziergang nicht verderben.

Seit der Künstler Pablo Liimes nach dem *Schneekönigin-Drama* verschwunden war und seinen Hund in der Obhut ihrer Freundin Helen Himmel gelassen hatte, führte Vreni Basko jeden Morgen aus; die frische Luft und die Bewegung taten ihr gut. Helen war ihr dankbar, weil sie selber viel zu wenig Zeit hatte. Wegen des Pfarrers. Und wegen der Baustelle in ihrem Haus, wo das obere Geschoss in eine Wohnung

umgebaut wurde, in die Zita, Werner Meier und der kleine Finn einziehen würden, nachdem sie über ein halbes Jahr im winzigen Dachzimmer gehaust hatten. Heute war Taufe. Die Feier würde in der kleinen Kirche Waldbach stattfinden, das Fest am Nachmittag bei Helen im Garten. Und wie es sich gehörte für ein sonniges Baby wie Finn, hatte das Wetter endlich umgeschlagen.

Vreni lachte fröhlich auf und bestaunte die glitzernden Tautropfen auf einem Schilfhalm, eine weitere Fliege aus dem Gesicht wischend. Noch einmal ging sie das Menu durch: zur Vorspeise Oliven und Antipasti, Schwedentorte zum Dessert, und, am wichtigsten: zum Hauptgang natürlich Hackbraten und Kartoffelstock, Meiers Lieblingessen. Während seines monatelangen Vaterschaftsurlaubs war er einige Male im *Hirschen* aufgetaucht und hatte mit Vreni bei einem vollen Teller und einem Bier über Gott und die Welt philosophiert. Und vor allem von Finn erzählt. Wie er trank, wie er schlief, wie er in die Windeln machte! Das erste Lächeln war ihr ebenso begeistert zugetragen worden wie das Aufrechtsitzen. Beim Dauerthema, dass Finn einfach nicht krabbeln wollte, hatte Vreni Meier Geduld auferlegt und stattdessen mit ihm auf den ersten Zahn angestoßen.

So in Gedanken versunken, merkte Vreni viel zu spät, dass Basko verschwunden war. Seltsam, normalerweise hielt der Hund sich in ihrer Nähe auf. Darum ließ sie ihn auch frei laufen, obwohl dies im Naturschutzgebiet *Silberbirke* eigentlich verboten war. »Basko?« Suchend ließ Vreni ihren Blick über die Birken und Weiden schweifen. Wie lange es hier wohl am Morgen noch so still wäre?

Waldbachs Einwohner hatten bei der gestrigen Gemeindeversammlung dem Projekt *VillageGreen* zugestimmt, einem ökologischen Luxusresort. Vreni war anfänglich dagegen gewesen, bis sie begriffen hatte, welche Chance sich auch ihr bot. Seither war sie kaum zu halten, mit ihrer Begeisterung hatte sie sogar ihren Mann Alois angesteckt.

»Basko! Herrgott nochmal!«

Ob er sich beim Aussichtsturm herumtrieb? Manchmal standen da die Vogelbeobachter, aber die alte Holzplattform schien leer – bis auf ein rotes Bauerntüchlein auf dem Geländer und einen schwarzen Hundeschwanz. »Basko, Fuß!«

Endlich schoss er auf sie zu, tänzelte aufgeregt um sie herum und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. *Schternlein namal*, dieses verfressene Vieh! Was er wohl gefunden hatte, ob sie nachsehen sollte? Vreni zögerte. Ach was, sie musste dringend in die Küche, wenn der Hackbraten rechtzeitig gar sein sollte.

»Ich komme gleich, Vreni, nach dem Frühstück.«

Helen Himmel legte auf und besah sich zufrieden ihr Werk: Eine Früchteplatte, Tösstalerkäse, frischgebackenen Zopf, selbstgemachte Johannisbeermarmelade und Butter vom Bauernhof – sie hatte ihr Bestes gegeben. Da fegte der Pfarrer mit zerzauster Mähne auf die Terrasse, fast wäre er in seinen alten Sandalen über die Leiter gestolpert, ein Überbleibsel des Umbaus.

»Ach Helen, himmlisch, hast du Kaffee gemacht?«

Helen lachte, Kaffee war für sie als passionierte Teetrinkerin der Liebesbeweis schlechthin. »Machs dir gemütlich!«

Obwohl sich in einigen Stunden unglaublich viele Gäste in ihrem Garten tummeln würden, war sie entspannt. Darum hatte sie auch die Dauerbaustelle so gut überstanden; sogar die Hiobsbotschaft, dass die Dachbalken angefault waren, hatte sie lediglich mit einem Schulterzucken quittiert. Was war das schon? In Wirklichkeit zählte ganz anderes. Der Pfarrer, *ihr* Pfarrer, wie er nach dem Gottesdienst mit seinem Wochenendkofferchen auftauchte und erst am Dienstag wieder ging. Die Montage waren des Pfarrers Sonntage. Und was für Montage!

Glücklich seufzend, setzte sich Helen. Um gleich darauf nach dem Telefon zu greifen, weil sie kontrollieren wollte, ob das mit den Bänken und Tischen auch klappte.

»Ich hab schon angerufen, sie liefern in einer Stunde«, beruhigte der Pfarrer sie kauend.

»Kannst du Gedanken lesen?«, staunte Helen und schnappte sich die Zeitung. »Schau mal, die Abstimmung ist schon im *Züri Oberländer*.« Sie zeigte auf das Titelbild, auf dem Felix C. Blauwyler, der Chef von *VillageGreen*, ein sehr attraktiver Anfangssechziger mit Dreitagebart, siegessicher die Faust in die Luft streckte.

»Das ist doch logisch, für so etwas hats immer Platz.«

»Aber die Gemeindeversammlung war erst kurz vor Mitternacht zu Ende.«

»Wunder gibt es immer wieder.« Der Pfarrer nahm ihr die Zeitung aus der Hand und gab ein empörtes Brummen von sich. »Unglaublich, die vielen Ja-Stimmen. Ein schlimmer Fehlentscheid.«

Helen schüttelte den Kopf. »Ich wohne seit dreißig Jahren im Dorf und kann es besser beurteilen. Stell dir nur vor, die vielen Touristen, die alle im *Hirschen* essen und bei Bio-Zwissig einkaufen werden. Es soll eine Apotheke geben, ein Sportgeschäft und vielleicht sogar einen Buchladen.«

»Ich sage dir, dieser Blauwyler ist ein Halunke.«

»Ein unglaublich charmanter. Und er hat ein tolles Projekt.«

»Versteckt überflüssigen Luxus unter dem Ökodeckmantel und macht dabei die Umwelt kaputt«, beharrte der Pfarrer.

»Im Gegenteil, er bereichert sie. Mit Minergie.«

»Das Unwort des Jahres. Minergie. Überleg doch, Helen. Allein das Material, das herangekarrt werden muss, um den moorigen Untergrund in festen Boden zu verwandeln! Diesen ökologischen Fußabdruck bringst du nicht weg, selbst wenn du die nächsten zwanzig Jahre minergetisch heizt. Und der Golfplatz! Wunderschöne Wiesen für ein paar ballschlagende Millionäre platt zu mähen, was soll daran natürlich sein?«

»Du kannst es drehen, wie du willst. Es ist ein tolles Ergebnis! So etwas gab es noch nie. Hier herrscht nun mal Demokratie.«

»Dein Politikverständnis in Ehren, mein Schatz, aber ...« Er unterbrach sich. »Sag mal, nimmst du mich etwa auf den Arm?«

»Fehlalarm!«

Sie starrten sich an – und brachen wie auf Kommando in Gelächter aus.

»Helen, bin ich dir wieder auf den Leim gekrochen?«

Helen nickte stolz, sie hatte nämlich ein neues Hobby. Dabei hatte sie damals ihre Söhne nur widerwillig zu diesem *Poetenschlamm-Anlass* begleitet. Aber sie hatte sofort Feuer gefangen und seither dichtete sie, was das Zeug hielt. Kaum ein Wort, das nicht gereimt oder sonst umgebaut wurde. »Ich kann einfach nicht anders. Außerdem finde ich wirklich, dass *VillageGreen* ein gutes Projekt ist.«

»Dein Wort in Gottes Ohr!« Der Pfarrer küsste sie herzlich auf den Mund.

Der wonnige Moment wurde vom Handy unterbrochen.

»Eine Katastrophe! Vrenis Backofen ist kaputt und Basko hat den ganzen Hackbraten aufgefressen!«, fasste Helen Vrenis Anruf zusammen. »Ich muss sofort zu ihr.«

Der Pfarrer nickte. »Wir sehen uns später in der Kirche.«

Helen warf ihm eine Kuschhand zu und holte ihr Fahrrad. Erneut klingelte das Handy. Was für eine Hektik, war Basko an einer Fleischvergiftung gestorben?

Es war Helens Tochter Marie. Bestimmt würde sie ihren Besuch am Tauffest absagen. Dabei war sie seit Monaten nicht mehr nach Hause gekommen. Helen litt jedoch immer weniger unter der Ablehnung, es war wohl ein natürlicher Ablösungsprozess; irgendwann musste sich auch eine Storchenmutter von ihren Jungen verabschieden. Einen Augenblick zögerte Helen noch, dann drückte sie den Anruf weg. Vreni war jetzt wichtiger.

»Blöde Kuh.« Achselzuckend steckte Marie Himmel das Handy ein. Ihre Mutter würde schon merken, wenn sie nicht zu dieser lahmen Party käme, die ohnehin nur ein Vorwand war, um allen den Loser-Pfarrer vorzustellen. Davon wollte Marie nichts wissen. Außerdem hatte sie Stress. Ihr Typ meldete sich nicht. Das machte sie rasend. Hastig holte sie das Handy erneut aus der Tasche ihrer Jeans. Noch immer keine SMS! Was sollte das?

Marie warf eine Kekspackung und mehrere Tafeln Schokolade in den Einkaufswagen. Schon wollte sie eine Verpackung aufreißen, als sie den prüfenden Blick einer weißhaarigen Frau bemerkte. *Fuck!* Gespielt interessiert, beugte sich Marie über die Auslage mit den Zitrusfrüchten. Hoffentlich bemerkte die Alte das Zittern ihrer Hände nicht. Der Schweiß lief ihr in Strömen, obwohl es kühl war im Supermarkt.

Gierig schnappte sich Marie an der Brottheke ein Croissant und schluckte große Brocken hinunter. Dann rannte sie zur Kasse, wo sich eine Schlange gebildet hatte. Eine Frechheit, so früh am Samstagmorgen!

Marie nahm eine Zeitung aus dem Regal und drapierte sie über ihre Einkäufe – keiner sollte aus den vielen Süßigkeiten Rückschlüsse ziehen. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie eine Angestellte die zweite Kasse anpeilte. Sogleich stellte sich Marie davor auf, warf ihre Sachen aufs Laufband, schlürfte die Erdbeermilch dazu. Der Kassentante missfiel offensichtlich das gurgelnde Geräusch. Würde sie gleich zu ihrem Chef rennen? Oder zu der Alten, die in Wirklichkeit eine Detektivin war? Gerade bog diese weiter vorne um die Ecke. Marie zog ihre Kreditkarte durch den Schlitz. *Fuck, fuck, fuck!* Sie funktionierte nicht mehr. Fordernd sah die Angestellte sie an. Marie zählte Kleingeld auf die Plastikunterlage. Es reichte knapp.

Sie stopfte ein Stück Schokolade in den Mund und die Einkäufe in den Rucksack. Wo war ihr Tagebuch? Nervös fummelte sie herum, bekam aber nur den alten Plüschhasen zu fassen. Sie musste es in der WG vergessen haben.

»Entschuldigung!«

Oh nein, die Alte! Panisch hetzte Marie zum Ausgang.

»Einen Moment!«

Marie beschleunigte. Ein giftiger Blick der Kassentante. Marie bemerkte, wie auch der Mann am Blumenstand den Kopf hob. »Halt!« Eine Hand auf ihrem Arm. »So warten Sie doch!«

Marie blieb stehen und drehte sich um. Da stand die weißhaarige Alte, die Zeitung in der Hand. »Die haben sie vergessen«, meinte sie und ergänzte mit prüfendem Blick: »Sie sind doch Marie, die Tochter von Helen Himmel. Kommen Sie auch zur Taufe heute?«

Marie schüttelte den Kopf, reden konnte sie nicht wegen all der Schokolade im Mund. Die Weißhaarige nickte ihr zu und ging zurück zu ihren Einkäufen. Easy, kein Grund zu Paranoia. Marie atmete auf und schluckte den süßen Brei hinunter. Hoffentlich wirkte der Scheißzucker bald! Sie warf den Rucksack über die Schulter, die Zeitung schmiss sie in einen Plastikeimer. Dabei streifte ihr Blick die Frontseite. Sie erstarrte. Ein Foto von *ihm*! Aber was machte die Giftschlange daneben, klein, drahtig, im pechschwarzen *Wetlook*? Marie fühlte, wie sich alles in ihr zusammenzog. Darum meldete er sich nicht mehr bei ihr. Dieser *Ficksack*! Mit zitternden Fingern griff sie nach ihrem Handy.

»Lästige Klette«, murmelte Felix C. Blauwyler, als er, auf einem wackligen Holzstuhl im Frühstückszimmer der Pension *Seeblick* sitzend, die SMS las. »Die wird richtig mühsam.« Er löschte die Nachricht und schob angeekelt den Speck weg. Was für ein lausiges Frühstück. Schließlich griff er zu einem Stück Toast, mit irgendetwas musste er seinen Kater vertreiben. Wegen der Abstimmung und des ganzen Brimboriums darum herum logierten sie seit gestern in dieser Bruchbude, deren einziger Pluspunkt war, dass sie auf dem Land stand, mit dem er so viel vorhatte.

Nun lachte Blauwyler auf. Sein Projekt war von der Gemeinde angenommen worden. *VillageGreen*. Wie lange hatte er gebraucht, um die andern von dem Namen zu überzeugen! Endlos hatten sie Vorschläge durchgekauft, *Wind im Schilf* war der Favorit gewesen. Was für ein Schrott! Das klang nicht nach Luxusresort, sondern nach vorsintflutlicher Nordseeherberge. Genau so, wie es der *Seeblick* war: schäbig, abgenutzt, absolut nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Es gab nur etwas Positives und das war so einzigartig, dass sich der ganze Aufwand gelohnt hatte.

Mit der Tasse in der Hand stand Blauwyler auf, rüttelte an der verklemmten Flügeltür und betrat die alte Terrasse. Diese Aussicht! Eine Bucht wie gemalt, das Wasser eine schimmernde Fläche, in der sich die strahlende Morgensonne spiegelte, ein Schilfgürtel, der sich in der leichten Brise hin- und herwiegte, ein morscher Steg, grausilbern, ohne Geländer. Und davor ein verwitterter Strandkorb, kaum sichtbar hinter den Büschen. Es war wirklich einzigartig. Und keine halbe Stunde von Zürich entfernt. Wenn das kein USP war! Genau an diesem Platz wollte Felix C. Blauwyler seine Luxusbungalows bauen und dafür obszöne Summen kassieren. Den abgehalfterten Kiosk auf der anderen Seite der Bucht würde er auch noch platt machen, keine Frage.

Blauwyler ging wieder hinein und spülte den letzten Bissen Toast mit dem lauwarmen, viel zu bitteren Kaffee hinunter. Der Kiosk gehörte zur *Silberbirke*. So nannte sich die Naturschutzgesellschaft, die hier seit Jahren vor sich hin dümpelte, ohne Zielvorstellungen, ohne Businessplan. Es gab nur staubtrockene, ornithologische Führungen, obskure Lesungen, eine baufällige Aussichtsplattform. Verächtlich grinsend,

schüttelte Blauwyler den Kopf. Genau diese Planlosigkeit, für die vor allem der örtliche Ranger verantwortlich war, hatte *VillageGreen* letztlich zum Sieg verholfen.

Der Kaffee war aus. Als ob sie es gehaut hätte, stand die Frühstücksfrau im Türrahmen. Kommentarlos hielt ihr Blauwyler die Kanne hin und ging zu seinem Stuhl. »Nochmals Toast!« Sein Appetit war plötzlich geweckt. »Und ein weiches Ei!«

Hatte ihn die Frau überhaupt gehört? Blauwyler drehte sich um. Aber sie war weg, davon geschlurft in ihren grauvollen Filzpantoffeln. Die Tür schwang hin und her, ein ächzendes Geräusch verursachend.

»Hallo?« Was für ein mieser Service! Ärgerlich ging Blauwyler ihr nach, doch im muffigen Flur war sie nicht, und auch nicht in der Küche, die nach kaltem Fett stank. Er kehrte zurück. Wie von Zauberhand lag eine Zeitung mit seinem Portrait auf der Frontseite neben dem Brotkorb. Aufmerksam musterte sich Blauwyler. Nicht schlecht! Unwillkürlich strich er sich über den Bart – noch ein Tag, dann müsste er ihn trimmen, er wusste genau, wo die Lockerheit aufhörte und die Ungepflegtheit begann. Schnell überflog er den Artikel.

Yes! Sein Medientraining trug Früchte, er hatte den Journalisten richtiggehend eingeseift. Die Versammlung wurde beschrieben, die ungewöhnlich vielen Einwohner, die positive Stimmung. Auch die Gegenseite sei ernst genommen worden, Ranger Birk Hahn und seine Einwände, die Felix C. Blauwyler alle in glänzender Manier widerlegt habe. Denn, und das sei der absolute Trumpf, die Betonung liege nicht auf Luxus, sondern auf Ökologie. Völlig autark, mit drei Windturbinen als Höhepunkt. Den Ausschlag gegeben habe schließlich das Votum von Gemeindepräsidentin Hannah Lienert, die sich zum Schluss der Debatte persönlich für das Projekt eingesetzt habe. Weil es eine Chance sei: für ihr Dorf, für seine Einwohner, für die ganze Region. Danach sei die Abstimmung ein Klacks gewesen. Nur eine Gegenstimme habe es gegeben.

»Geil.« Zufrieden zupfte Blauwyler sein Hemd zurecht, riss die Seite aus der Zeitung und legte sie auf den Tisch; er wollte, dass seine Kollegen den Artikel gleich nach dem Aufstehen sahen. Noch einmal trat er ans Fenster. In einem Jahr würde er hier ein biobutterknuspriges Croissant zu äthiopischem Kaffee, mit dem hauseigenen Strom gebrüht, genießen, bevor er sein Kreativ-Meeting bei einer Runde Golf erledigte, völlig unbelastet von Mails und sonstigen Nachrichten. Denn alle seine Geräte hätte er bei der Ankunft im Safe deponiert. Ein medienloser Rückzugsort vom Feinsten! Dafür kämen Wohlhabende und Geschäftsleute von weit her. Solche, die nicht aufs Geld achten mussten, denen aber wichtig war, wofür sie es verschwendeten.

Wie aufs Stichwort kam eine SMS. Schon wieder Marie. Verdammt! Seine jugendliche Geliebte wurde echt anstrengend. Dabei hatte alles so herrlich unverbindlich begonnen. Wie hätte er ahnen können, dass sie ihren Freund verlassen und ihn, Felix C. Blauwyler, ununterbrochen belästigen würde. Aufgebracht schüttelte er den Kopf, er musste mit ihr reden. Aber nicht jetzt. Denn gleich hatte er ein Date mit dem Pensionsbesitzer Johan Havemann; sie würden den historischen Vertrag unterzeichnen und damit einen Schlusstrich ziehen unter das Gerangel um den *Seeblick*.

Blauwyler grinste. Hätte ihm seine schlaue Kollegin Natalie Vonlanthen nicht in letzter Minute noch ein zusätzliches Druckmittel verschafft, wüsste er nicht, ob Havemann eingewilligt hätte. Aber nun war es so und das stimmte ihn euphorisch. Es fehlte nur noch die Parzelle von Roman Landolt, dem letzten praktizierenden Bauern am See, der leider mit dem Ranger befreundet war. Aber sein Land lag ganz am Rand, es war ein *Nice to have*, keine Notwendigkeit. Genauso wie die *Silberbirke*.

Wo blieb die Frühstücksfrau? Ungeduldig stand Blauwyler auf. Da sah er sie durchs Fenster aufs Haus zu watscheln, ein Ei in der Hand. Gar nicht schlecht eigentlich. Blauwyler machte sich geistig eine Notiz, dass es auch in *VillageGreen* Eier direkt vom Huhn geben müsse. Dann zog er los, in die strahlende Morgensonne hinein.

»Beruhige dich, mein Kleiner.« Vorsichtig hob Werner Meier das wimmernde Baby aus der Kuhle in der Matratze, weg vom blendenden Sonnenstrahl. Zita rührte sich nicht. So ein Faultier, dachte Meier liebevoll, ich lasse sie weiterschlafen. Finn hatte die letzten zwei Tage an einer Magenverstimmung gelitten und jegliches Essen verweigert, sogar Meiers Kartoffelkarotten-Gemisch. Dramatische Zustände hatten geherrscht in Zitas kleinem Dachzimmer. Traumatisiert – jeder, der zum ersten Mal ein krankes Baby

erlebt, kann es nachfühlen – hatte Meier die Taufe absagen wollen. Seine Panik hatte sich erst gelegt, als Finn endlich wieder an Zitas Brust nuckelte. Überglücklich und erleichtert war Meier daraufhin eingeschlafen. Nur vage konnte er sich daran erinnern, dass ihn Zita im Morgengrauen geweckt hatte, vielleicht hatte er es auch nur geträumt.

»Komm her!« Geübt drückte Meier Finn an sich. Barfuß und in Boxershorts tappte er zur Kommode. Der Duft nach Hackbraten ließ ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen, offenbar waren unten bereits gute Geister am Werk. Meier füllte die Milchflasche mit heißem Wasser aus dem Thermoskrug, ein Lied summend. Doch die Wirkung seiner Bassstimme blieb diesmal aus, Finn wand sich wie ein Fisch, fast wäre er Meier entschlüpft. Geistesgegenwärtig packte er ihn mit der anderen Hand, dabei stieß er die Flasche um; die heiße Flüssigkeit traf seinen Fuß. *Gopferteckel namal!*

Nun passte es Finn endgültig nicht mehr. Einen verzweifelten Blick auf Zita werfend – nach so viel Schlaf könnte sie eigentlich aufstehen! –, wischte Meier die Bescherung notdürftig auf und füllte eine neue Flasche. Die Herausforderung, den Deckel mit einer Hand zuzuschrauben, bewältigte er im ersten Anlauf. Schon wollte er sich aufatmend auf den wackligen Ikea-Hocker sinken lassen, da bemerkte er den dunklen Fleck auf Finns Pyjama. Meier war versucht, ihn zu ignorieren, aber er schaffte es nicht. So humpelte er erneut zur Kommode und schob Zitas Laptop beiseite; die Wickelunterlage fand er unter einem Kleiderhaufen. Wieso hatte er sich nur in die unordentlichste Frau der Welt verliebt?

Als Finn endlich da lag, bekamen seine Fäustchen eines der Kleidungsstücke zu fassen. Offenbar hatte er Spaß an dem flauschigen Stoff, jedenfalls zog er das Ding an sich. Meier konnte es recht sein, flink schälte er seinen Sohn aus dem Pyjama und riss die Windel auf. Oh Gott! Er hatte nicht gewusst, dass ein kleines Baby so stinken konnte. Finn jedoch strampelte vergnügt, glucksende Laute von sich gebend. Meiers Herz wurde weit, dafür nahm er jeden Gestank in Kauf. Da erst wurde ihm klar, dass das Stück Stoff kein altes T-Shirt war. Plötzlich wölbte Finn seinen Bauch, die Stirn kraus vor Anstrengung und das Gesicht knallrot. Bevor Meier irgendetwas tun konnte, ergoss sich ein gelblichbrauner Strahl über das weiße Taufkleid.

»Verdammte Scheiße, Commissario, was machst du da?«

Ruckartig schoss Meier hoch. Ein Blitz fuhr ihm durch den ganzen Körper, endete irgendwo zwischen Lendenwirbel und Hüftknochen. Er ahnte den Schmerz, noch bevor er ihn fühlte.

»Aua.« Erschreckt von Hannah Lienerts Aufschrei, flitzte der Biber davon. Es gehörte zu den Stärken von Waldbachs Gemeindepräsidentin, Situationen messerscharf einzuschätzen. Darum war sie trotz ihrer Jugend einstimmig gewählt worden, als ihr Vorgänger vor einigen Monaten unerwartet an einem Hirnschlag gestorben war; darum wusste sie auch genau, wann sie Hilfe brauchte. Jetzt zum Beispiel. Mit zusammengekauerten Zähnen holte sie ihr Handy hervor. Nur um festzustellen, dass der Akku leer war.

»Verdammter Mist!« Ihr Ausbruch war laut und unkontrolliert. Niemals hätte sie sich so was vor ihren Kollegen im Gemeinderat erlaubt. Umso peinlicher berührt war sie, als sie durch das Gebüsch eine Stimme hörte.

»Ist da jemand?« Die Stimme klang tief, freundlich und irgendwie bekannt. »Hallo?«

»Hier bin ich.«

»Ach, ich dachte schon, es wäre ein Wildschwein.«

Ein paar Füße schoben sich vor ihr Gesicht.

»Sie?« Felix C. Blauwyler schaute sie überrascht an.

Tausend Gedanken schossen ihr durch den Kopf. Dass er ungemein überzeugend und sein Projekt eine ungeheure Chance für Waldbach war. Und vor allem, dass die Farbe seines Hemds unanständig gut zu seinen Augen passte.

»Was schauen Sie so, würden Sie mir vielleicht helfen?«, blaffte sie ungewollt gereizt.

»Es ist nicht gerade üblich, Gemeindepräsidentinnen im Schilf zu finden.« Er streckte ihr eine Hand entgegen.

»Ich gehe hier zum Walken.«

»Sie haben Zeit für Hobbys?«

»Sie doch auch. Oder sind Sie hier bereits am Terrain ausstecken? Das dürfen Sie erst, wenn die Baubewilligungen ausgestellt sind.«

»Ich habe ein Meeting mit Havemann«, grinste er. »Wir unterschreiben den Vertrag und wollen die Landgrenzen abgehen.«

Hannah unterdrückte ein Lächeln. Nie hätte sie gedacht, dass Felix C. Blauwyler den alten Havemann rumkriegen würde, doch er hatte es geschafft. Nun verstärkte er seinen Druck und zog sie hoch. Hannah entfuhr ein spitzer Schrei. »Ich hänge irgendwo fest«, knirschte sie.

Schon kniete er neben ihr. Geschickt schob er die Zweige auseinander. »Was haben wir denn da?«

Verblüfft starrte Hannah auf die kunstvoll verflochtenen Weidenruten.

»Das ist eine Falle.« Blauwyler machte eine Handbewegung. »Die Stelle ist geradezu prädestiniert.«

Hannah wusste genau, was er meinte. Von der kleinen Lichtung aus, nur über einen schmalen Pfad erreichbar, war der Ausblick auf die Biberkolonie fantastisch. »Eine Falle für Tiere?«

»Eher für Menschen.«

Spöttisch musterte sie ihn. »Was Sie nicht sagen, für die alten Römer vielleicht?«

»Nein, für die von der *Cevi*. Das müssten Sie doch wissen als Gemeindepräsidentin: *Cevi* und *Pfadi* sind verfeindet.« Er zog eine Weidenrute aus dem Geflecht. »So was haben wir früher auch gebaut!«

Hannah traute ihren Ohren nicht. »Stammen Sie etwa aus der Gegend?«

Blauwyler war dabei, ihren Fuß zu befreien. »Ich habe mal einen Sommer hier gewohnt. Aber bitte nicht an die große Glocke hängen.«

Hannah konnte nicht fassen, dass er einen solchen Trumpf nicht ausgespielt hatte. »Wieso haben Sie das nicht gesagt? Ein Grund für Bauer Landolts Widerstand ist doch, dass Sie ein Auswärtiger sind.«

»Ich nenne das Vetterwirtschaft. *VillageGreen* soll die Leute inhaltlich überzeugen.«

»Das sehen Sie falsch«, ereiferte sich Hannah. »Mir ging es genauso. Da konnte ich noch so lange meine Ausbildung, meine Titel und Erfolge ins Feld führen. Erst als bekannt wurde, dass ich mal Volleyballclubpräsidentin war, hatte ich die Bevölkerung auf meiner Seite.«

Blauwyler grinste wieder. »Daraus würde ich schließen, dass ich überzeugender bin als Sie. Bitte sehr.« Er deutete auf ihren freigelegten Fuß. »Damit sollten Sie nicht mehr allzu weit wandern. Eine Bänderzerrung, schätze ich.«

»Ach, Arzt sind Sie auch?«

»Rettungssanitäter.«

»Ein Mann mit vielen Eigenschaften.«

»Ist das ein Nachteil?«

Sein Blick hielt den ihren fest.

Was mache ich hier?, schoss es ihr durch den Kopf. Es kann doch nicht sein, dass ich im Dreck sitze und mit einem Geschäftspartner flirte. Mit zusammengebißenen Zähnen zog sie sich, seine Hand ignorierend, am Baumstamm hoch und hinkte vor ihm her. Da es ihr zu peinlich war, ihren leeren Akku zu erwähnen, behauptete sie, im Naturschutzgebiet immer medienlos unterwegs zu sein – ein Umstand, der ihm offensichtlich gefiel. Während sie mit seinem Handy eine Kollegin anrief, zog sich Blauwyler diskret zurück. Als sie fertig war, nahm er ihr das Gerät aus der Hand.

»Sie müssen nicht mit mir warten«, meinte sie ruppig.

Er vertrieb eine Fliege, die sich auf seiner Wange niedergelassen hatte. »Ich lasse verletzte Frauen nie allein im Wald liegen, Ehrensache.«

»Ach so, Sie sind der ominöse Fallensteller.«

»Erwischt. Aber meist lohnt sich die Beute nicht.«

»Wollen Sie mich beleidigen?«

»Im Gegenteil. Hätten Sie mich ausreden lassen, wüssten Sie, dass heute mein Glückstag ist.«

»Ah ja?«

»Erst die Gemeinde, nun die Chefin. Was will man mehr?«

Hannah blieb der Mund offen stehen. Aber bevor sie etwas entgegen konnte, brummte sein Handy. Er drückte die SMS weg, ärgerlich, wie es schien, während er mit der andern Hand eine Fliege vertrieb. »Seit wann gibt es hier so viele von den Viechern?«

Tatsächlich. Jetzt, da er fragte, wurde ihr bewusst, dass sie von einem ganzen Schwarm umzingelt waren.
»Keine Ahnung.«

»Das wäre sehr schlecht: mein Luxusresort in einem Fliegenmekka.«

»Vielleicht ist ein Pferd hier entlang gegangen. Oder Landolt hat sein Schaf spazieren geführt.«

»Apropos: Johan Havemann müsste längst hier sein. Ich nehme an, er hat es vergessen und wartet in der Pension auf mich.«

»Wo haben Sie sich denn verabredet?«

»Bei der alten Aussichtsplattform.«

Hannah und Blauwyler sahen auf die andere Seite des Aabachs. Bis auf eine Bikerin, die auf dem Radweg vorbeiflitzte, war weit und breit kein Mensch zu sehen. Dafür erregte etwas anderes Hannahs Aufmerksamkeit. »Was ist das?«

Über der Plattform schwebte eine Art dunkle Wolke.

Blauwyler kniff die Augen zusammen. »Ein Fliegenschwarm, wenn ich mich nicht irre.«

Hannah schüttelte sich vor Ekel. »Oh Gott, das wird doch keine Plage sein?«

»Nein, ich glaube eher, dass da ein Kadaver liegt.« Er stand auf. »Ich schau mal nach.«

»Nein.« Hastig fummelte Hannah in ihrer Jacke herum. »Ich sage dem Ranger Bescheid, dafür ist er ja angestellt.«

»Interessant. Und wie machen Sie das ohne Akku? Mit einem keltischen Urschrei?«

»Die Frau Gemeindepräsidentin, diese elende Verräterin! Mit der spreche ich kein Wort.« Ranger Birk Hahn drückte die Anruferin weg, kaum hatte sie ihn begrüßt, und knallte seine Tasse auf den rohen Holztisch, sodass der Kaffee überschwappte. »Entschuldige Lilo, aber das muss einfach gesagt sein.« Er trat zu der kleinen Schiefertafel an der Wand des Kiosks und malte mit weißer Kreide wacklige Kreise. »Felix C. Blauwyler, Tino Fricker, Reto und Natalie Vonlanthen.« Einen nach dem anderen las er die Namen vor und klang dabei wie der Richter vor einem Tribunal. »Das sind Verbrecher, denen jedes Mittel recht ist.«

Lilo Lienert musterte ihren langjährigen Kollegen; die schwarzen Augen in dem hageren Gesicht hatten etwas Stechendes, seine Verbissenheit nahm langsam gespenstische Züge an. »Birk, hör endlich auf! *VillageGreen* wurde angenommen, dagegen kannst du nichts machen, wir leben in einer Demokratie.«

»Die nichts wert ist, wenn sich die Leute einseifen lassen und nicht kapieren, dass diese Teufel nur eines wollen: das Naturschutzgebiet. Weil es das attraktivste und schönste Stück Land ist weit und breit. Und weil man damit Millionen scheffeln kann.«

Lilo Lienert hörte Birk Hahn einmal mehr zu, wie er seine Theorie herunterbetete. Auch der Zivildienstler Tim, ein patenter Junge aus dem Dorf, der seit einigen Wochen bei ihnen im Einsatz war und den Ranger schon mehrmals in Aktion erlebt hatte, schien auf Durchzug zu schalten. Als Birk Hahn dazu überging, die geplanten Windturbinen in Grund und Boden zu reden, atmete sie innerlich auf; normalerweise würde er bald zu einem Ende kommen. Tatsächlich, nachdem er auch noch den Golfplatz wortreich in Schutt und Asche gelegt hatte, ging ihm die Puste aus.

»Bist du fertig?«, fragte Lilo freundlich.

Birk Hahn starrte verbissen vor sich hin, seine langen Haare unter dem Cowboyhut hingen in fettigen Strähnen in den Kragen seines karierten Hemdes. »Dass mir die im Dorf nicht glauben, damit kann ich leben. Aber du!«

»Ich habe einen Loyalitätskonflikt, das weißt du genau. Hannah ist nicht nur Gemeindepräsidentin, sondern vor allem meine Tochter.«

»Genau darum kapier ich nicht, warum du sie nicht zur Vernunft bringst.«

»Hannah ist erwachsen, ich rede ihr nicht rein. Außerdem ...« Mitten im Satz hielt sie inne. Einen Augenblick lang hatte sie keine Ahnung mehr, worum es überhaupt ging. Hilfesuchend sah sie zu Tim.

»*VillageGreen*«, soufflierte dieser unauffällig. »Sie finden, es ist nicht das, was ...«

»Ach so«, erleichtert nahm sie den Faden wieder auf. »*VillageGreen* ist vielleicht nicht das, was wir gemacht hätten, etwas zu protzig und zu luxuriös, und es wird in erster Linie den Touristen zugutekommen. Aber«, sie hob die Hand, um Birk Hahns Protest abzuwehren, »diese Entwicklungen können wir nicht

aufhalten. Und so ein Ökoprojekt ist doch tausendmal besser als irgendeine hässliche Beton-Überbauung. Wieso kapiertst du das nicht? Wenn wir gescheit wären«, sie erhob sich, »würden wir uns da anhängen. Denk an unsere Pläne: die Naturstation, das Museum, der Erlebnispfad.«

Erneut hielt Lilo inne. Warum nur stand sie vor der Wandtafel? Ihr Gedächtnis ließ sie in letzter Zeit ab und zu im Stich. Ihr Leben lang war sie eine scharfe Denkerin gewesen, Biologin und Musikerin und beides nicht allzu schlecht, die *Silberbirke* war lediglich ein ehrenamtliches Hobby. Im Ruhestand war sie nicht etwa kürzer getreten, im Gegenteil: Sie hatte sich einen riesigen Kräutergarten zugelegt, ihr absolutes Ein und Alles, wo sie Kraft und Ruhe fand. Aber seit ihre Tochter zur Gemeindepräsidentin gewählt worden und wieder bei ihr eingezogen war, bis sie eine passende Wohnung fand, war ihr Rhythmus irgendwie durcheinander gekommen. Immer wieder vergaß sie Dinge, unangenehm.

Zum Glück hatte Tim auch diesmal aufmerksam zugehört, er nahm Lilo die Kreide aus der Hand und erklärte ihr lebhaft ihre eigenen Pläne. »Sie wollten eine Cafeteria eröffnen mit veganer Latte Macchiato und selbst gebrautem Bier.«

Dankbar nickte sie ihm zu. »Das *Waldbacher Weizen*, gewürzt mit meinen Lieblingskräutern.« Sie wandte sich an Birk. »Und dazu deine Torfmoor-Lesungen. Bei uns den Nachmittagskaffee, im *VillageGreen* das Abendessen.«

»Lilo, hör auf. Wir brauchen keinen Gourmettempel, wir setzen uns ein für den Erhalt von Flora und Fauna.«

»Und wie finanzieren wir das?« Lilos blaue Augen blitzten, ihre weißen Haare, einem Vogelnest nicht unähnlich, wogten, ihre ganze drahtige Gestalt platzte fast vor Empörung. »Unsere Kassen sind leer, das weißt du so gut wie ich, bei einer Gemeindeabstimmung hätten wir keine Chance. Darum müssen wir mit denen zusammenarbeiten. Felix Blauwyler hat mir versichert ...«

»Was?« Birk Hahn packte sie am Arm. »Du hast mit diesem Tyrannen geredet, diesem *Gwydion*, diesem Geldgierwolf im Ökoschafspelz?«

»Birk, bist du besoffen oder was? Hör auf!«

Birk Hahns Hände, die sich um Lilos Hals gelegt hatten, lösten sich unter dem starken Griff von Zivi Tim und fielen zitternd herunter, dabei erwischte er die Kaffeetasse. Starr sah er zu, wie sich die braune Brühe auf seiner Hose ausbreitete, ein scharfer Schnapsgeruch lag plötzlich in der Luft.

»War nicht so gemeint, Lilo«, murmelte er.

Lilo rieb sich den Hals. »Wolltest du mich umbringen?«

»Ich hab ja gesagt, es tut mir leid.«

Sie deutete auf die Kaffeelache. »Hast du dir bei Alois Schnaps geholt? Du weißt doch, dass du nicht trinken sollst.«

»Das geht dich nichts an.« Birk Hahns Stimme klang bitter und voller Ablehnung. Er schob sich den Hut in die Stirn. »Ich geh jetzt und rede mit Havemann, er muss seine Zusage zurücknehmen. Ohne sein Land kann Blauwyler einpacken.« Er drehte sich um und ging hinaus.

Nachdenklich sah Lilo ihm nach, wie er über die morastige Wiese in Richtung Aabach stapfte. Eigentlich verstand sie ihn. Johan Havemanns Zustimmung zum Landverkauf mochte zwar für Hannah ein Grund zum Jubeln sein, sie selber war darüber ebenso wenig erfreut wie Birk Hahn. Josefa, Johan Havemanns Tochter, würde wegziehen. Eine Pflanzenzauberin, die Lilo so manches beibrachte, was sie weder im Studium noch in der Forschung gelernt hatte. Sie würde ihr fehlen. Wobei Josefa nichts erwähnt hatte, als Lilo ihr an diesem Morgen wie jeden Samstag die Einkäufe vorbeigebracht hatte.

Energisch schüttelte Lilo den Kopf. »Komm, mein Junge«, sagte sie zu Tim, »heut wird es viele Touristen geben. Ich helf dir mit dem Vorbereiten, dann muss ich los, in der Kirche wird eine Taufe gefeiert.«

»Fliegenpatsche, das gibt Matsche!« Zufrieden betrachtete Helen das plattgedruckte Exemplar.

Zita verdrehte die Augen, während Meier schmunzelte.

Ertappt zuckte Helen zusammen und verbarg das tödliche Instrument hinter dem Rücken. »Ach wie peinlich, nächstes Mal mach ichs heimlich.«

»Helen, hör auf mit der blöden Slammerei«, zischte Zita.

»Ich kann nicht anders«, entschuldigte sich Helen. »Morgen Abend ist der *Poetenschlamm*. Ich muss üben.«

»Kannst du das vielleicht beim Kochen tun, ich verhungere bald«, bemerkte Meier.

»Komm mit in die Küche. Wir brauchen ohnehin einen Testesser, bevor wir die Meute hier verpflegen.« Helen deutete auf die vielen plaudernden Gäste im Garten, die sich mit Weißwein und Oliven die Wartezeit vertrieben.

»Hackbraten probieren, da kann ich nicht nein sagen.« Meier drückte Zita einen Kuss auf die Lippen und verschwand humpelnd hinter der reimenden Helen in der Küche.

Kopfschüttelnd sah Zita den beiden nach. Der Commissario und Helen, das war Liebe auf den ersten Blick! Seit sie hier wohnten, waren die beiden unzertrennlich. Helens gluckenhafte Seite – verkümmert nach dem Auszug ihrer Kinder – war richtig aufgeblüht: Helen kochte, putzte, wusch, kannte ein Hausmittelchen da und ein Geheimrezept dort und kümmerte sich rührend um die kleine Familie, die ihr zugeflogen war. Der Commissario und Finn gingen darin auf wie Hefekuchen. Zita jedoch fühlte sich zunehmend gestresst, selbst an einem Freudentag wie diesem.

Sie trat in den Garten und bahnte sich einen Weg. Der Gottesdienst war wunderschön gewesen. Zitas Freundin Eski hatte es zwar nicht rechtzeitig geschafft, aber Hannes Sutterlütli, Meiers ehemaliger Chef, zurückgekehrt von einer griechischen Insel, wo er seinen Ruhestand genoss, hatte sie als Patin würdig vertreten. Der Pfarrer hatte schön gepredigt, Meier und Zitas Mutter Nora hatten ein paar Tränen verdrückt, die zahlreichen Kirchgänger hatten gerührt gelächelt, während Finn alles verschlafen hatte. Nun war die Party in vollem Gange. Helen hatte das halbe Dorf dazu eingeladen, viel zu viele Leute, die meisten kannte Zita gar nicht. Eigentlich komplett daneben! Aber dies Helen beizubringen, die zum ersten Mal offiziell als Partnerin des Pfarrers auftrat, war unmöglich gewesen.

Da winkte ihre Mutter ihr zu, Finn in seinem blauen Ersatzanzug auf dem Arm tragend. Ihr Lächeln besagte *Deinem Kleinen gehts gut, mein Kind, genieß den Nachmittag!* Nora war umringt von Hannes Sutterlütli, seiner Frau Pia und Meiers Arbeitskollegin Gritli Gut, der guten Seele vom Empfang der Waldstädter Kapo. Begeistert sahen alle zu, wie Finn quietschend nach einer Fliege grabschte, die sich hartnäckig immer wieder auf Hannes Sutterlütis Nase niederließ. Zita musste sich beherrschen, um nicht einzugreifen: Ihr Sohn war doch kein Zirkusaffe!

Durch die offene Flügeltür betrat sie das Wohnzimmer, drinnen war es angenehm still. Geduckt schlich Zita an der Küchentür vorbei. Auf keinen Fall wollte sie von Helen gesehen werden, wohlmöglich müsste sie dann vom sagenhaften Hackbraten probieren, der bereits eine lange Geschichte hinter sich hatte. Plötzlich verspürte Zita Sehnsucht nach ihrer täglichen Joggingrunde. Vielleicht sollte sie einfach losrennen, kein Mensch würde sie vermissen.

»Hallo Zita«, ertönte eine vertraute Stimme.

»Eski!« Zita stieß einen Jubelschrei aus und umarmte die Freundin. »Endlich! Wo ist deine Familie?«

»Dreimal darfst du raten: Max wollte Georgie rasch den Wald zeigen.« Gespielt empört verdrehte Eski die Augen. »Ich bitte dich, sie ist acht Monate alt.«

»Einmal Förster, immer Förster«, spottete Zita.

Eski sah sich suchend um. »Finn hab ich draußen schon kennengelernt, aber wo ist ...?«

»In der Küche. Wo ein Hackbraten, da auch ein Meier.«

»Du nennst deinen Mann *Meier*?«, fragte Eski erstaunt.

»Eine alte Gewohnheit, außerdem ist er nicht mein Mann.« Der Satz flutschte Zita nur so über die Lippen, doch plötzlich fand sie selber, dass er etwas Angestrengtes hatte.

Eski grinste. »Bist du immer noch auf deinem Unabhängigkeitsstrip? Hätte ich mir denken können. Hoffentlich sprichst du noch mit mir.«

»Wieso?«

»Wir haben geheiratet, ich heiße jetzt *Reinhard*.«

Zita sah ihre Freundin entsetzt an.

Eski strich sich ihr silberblondes Haar – die neue Kurzhaarfrisur stand ihr ziemlich gut – hinter die Ohren und lachte auf. »Er hat mich nicht dazu gezwungen.« Sie hakte Zita unter. »Wo können wir quatschen? In deiner Wohnung?«

»Nein, wir hausen immer noch unter dem Dach und da wimmelt es von Durchfallwindeln. Komm, ich hab eine andere Idee.«

Zita ging mit Eski in Helens Bibliothek.

»Was ist denn das?« Erstaunt deutete Eski auf den Karton mit den CDs. »Macht ihr einen Musikshop auf?«

Zita winkte ab. »Die gehören Meier. Es ist der letzte Rest seiner Sammlung, das meiste ist schon im Antiquariat. Ich überspiel alles heimlich auf MP3.«

»Oh, das muss wahre Liebe sein.« Eski grinste, kuschelte sich in den abgewetzten Ohrensessel und zog ihre langen Beine an. »Erzähl, wie ist es so? Bis du happy?«

»Alles super. Finn ist ein wunderbares Kind, die Wohnung wird cool und der Commissario ist ganz verliebt in seinen Sohn.«

»Und in dich!«

»Klar. Und du?«

»Dito. Max und Georgie sind mein Leben.«

»Und Max' Vater?«

»Der beste Schwiegerpaps, den es gibt. Er hat das Trauma von Annemaries Tod überwunden.«

Kurz dachte Zita an die schrecklichen Ereignisse, die zur Ermordung von Georg Reinhardts Frau geführt hatten. Georg hatte sehr darunter gelitten, die Reise nach Neuseeland und der Farmaufenthalt hatten ihm offenbar gut getan. »Ist er glücklich bei den Schafen?«

»Und bei Pippa.«

Zita fielen fast die Augen aus dem Kopf. »Pippa? Du willst doch nicht sagen, dass er eine Freundin hat?«

»Sie sind unzertrennlich. Er ist ein richtiger Neuseeländer geworden.«

»Er ist also gar nicht mitgekommen?«

Eski schüttelte den Kopf. »Kannst du etwas für dich behalten?«

Klar konnte Zita. Neugierig rückte sie näher und fühlte sich ein bisschen wie früher in der Schule, als sie und Eski sich von den anderen abgesondert hatten, um irgendwelche Geheimnisse zu teilen.

»Wir gehen nach London.«

»In die Ferien?«

»Nein, wir werden da wohnen.«

»In London?«

»Ja. Max fliegt morgen hin und sucht uns eine Wohnung.«

»Aber was wollt ihr denn dort?«

»Ich habe einen Job, stell dir vor. Noch inoffiziell, aber dir sag ich es: Ich soll eine Reihenhaussiedlung umbauen. Die Besitzer wünschen sich urbanen Chic im Swiss Chaletstil.« Eski strahlte. »Ich freu mich mega.«

Zita war fassungslos. »Aber was machst du mit Georgie?«

»Max übernimmt. Er schreibt sich an der Uni ein, es gibt da einen spannenden Master, *Agriculture and Forestry*, genau sein Ding.«

»Aber wie kann er nach Georgie schauen, wenn er studiert?«

»Sie hat einen Platz in der Uni-Kita.«

»Und wie finanziert ihr das? London ist teuer.«

»Wir verkaufen das Haus.«

Zita verstummte. Sie war immer davon ausgegangen, dass Eski und Max bei ihrer Rückkehr ins leerstehende Försterhaus einziehen würden. Mehr noch: Die Vorstellung, ihre Freundin mit Baby in der Nähe zu haben, war ihr Rettungsanker gewesen, wie ihr gerade bewusst wurde.

»Wir wollten zuerst vermieten, aber dann haben wir von dem Ökoprojekt hier gehört«, ergänzte Eski strahlend. »Das steigert natürlich den Immobilienwert.«

»Ein Hausverkauf geht nicht so schnell.«

»Wir haben einen Makler beauftragt.«

Diese Pläne gab es also schon länger. Und Zita hatte nichts davon gewusst.

Eski schien nichts von Zitas düsteren Gedanken zu spüren. »Vielleicht können uns die Leute von *VillageGreen* Tipps geben, sie logieren ja auch im *Seeblick*.«

»Wo?«

Eski sah sie erstaunt an. »Du lebst in Waldbach und kennst den *Seeblick* nicht? Wir übernachteten da.«

»Warum nicht bei deinen Eltern in Zürich?«

»Viel zu eng, du weißt doch, wie meine Mam tickt. Im *Seeblick* ist es etwas schäbig, aber okay. Besuch mich morgen mit Finn, dann können die Babys spielen und wir quatschen.« Eski streckte sich. »Ich muss es genießen. Wenn ich in London bin, werde ich keine Zeit mehr für so was haben.« Sie stand auf. »Ich schau mal nach, ob meine Familie schon da ist. Kommst du auch?«

Zita fühlte sich wie erschlagen. »Nein, ich muss erst nach oben ... meine Haare ...«, murmelte sie, nach der erstbesten Ausrede greifend.

»Wieso, die sind doch prima, nicht so zerzaust wie sonst.« Eski zwinkerte Zita zu. »Ich sag auch keinem, dass sie einfach nicht gewaschen sind.«

Zwei Minuten später stand Zita in ihrem winzigen Badezimmer und starrte auf den stinkenden Windelhaufen.

London!

Der überquellende Wäschekorb, ganz oben der stinkende Taufanzug.

Eski zieht mit Max nach London!

Im Waschbecken ein schmutziger Waschlappen und ein Zahnpastafleck.

Die kleine Georgie würde in den internationalen Kindergarten gehen!

Ein braunes Haar auf rissiger Emaille.

In London gibt es einen Starbucks neben dem anderen ...

Auf dem Boden eine verschwitzte Jogginghose.

... während die Filiale in Waldstadt bereits wieder zugegangen ist!

So eine gottverdammte Ungerechtigkeit! Fahrig griff Zita nach einem Wasserglas, wischte dabei ihre Toilettensachen vom wackligen Regal. Wundsalbe, eine Flasche mit Notfalltropfen, Meiers Rasierschaum – Zita starrte auf das Chaos. Hatte sich die ganze Welt gegen sie verschworen?

Irgendwie heiter fühlte sich Josefa Havemann an diesem schönen Morgen in ihrer Pension am See. Endlich hatte der Regen aufgehört, die Pflanzen konnten wieder wachsen. Die Leute von *VillageGreen* tagten seit Stunden, aber als Josefa eben ein Tablett mit Erdbeertorte und Kaffeetassen hineingebracht hatte, war sie von der pechschwarzhaarigen Natalie Vonlanthen gleich wieder hinauskomplimentiert worden. »Wir sind noch satt vom Frühstück«, hatte sie abgewehrt. »Wasser können Sie bringen.«

Auch gut, dachte Josefa, Pop kann die Torte zum Dessert essen. Falls nötig, würde sie eine neue machen. Erdbeeren hatten sie in Hülle und Fülle, denen hatte die lange Regenzeit nichts ausgemacht. Josefa füllte eine Karaffe mit Wasser und stellte sie auf das Flurtischchen neben den bunten Feldblumenstrauß, die liegen gebliebene Zeitung nahm sie mit. Wie unhöflich der schattenbärtige Chef der Gruppe war und wie eitel, hatte einfach sein Bild herausgerissen!

Nachdem Josefa den Kuchen in den Kühlschrank zurückgestellt hatte, packte sie Lilos Einkaufstasche. Einen Moment blieb sie stehen, ihr Atem ging schwer. »Du musst mal zum Arzt«, hatte Lilo vor Kurzem gemeint. Josefa hatte genickt. Aber tun würde sie es nicht. Ihr Atem war noch nie ein leichter gewesen. Sie wurde eben älter.

Aus dem Frühstückszimmer war ein Murmeln zu hören und aus der Küche das Surren der Fliegen. Ansonsten war es still im Haus. Ob sie sich etwas Ruhe gönnen sollte? Die anderen Gäste, das nette Paar mit dem kleinen Babymädchen, waren nach der Ankunft gleich zu einer Taufe in den Ort gefahren. Er hatte seinen Koffer gar nicht erst ausgepackt, nach dem Fest wollte er wieder zum Flughafen.

Josefa strich sich die Schürze glatt. Nein, zuerst musste sie die Bettwäsche der Pechschwarzen wechseln. Sie hatte nach etwas Unifarbigem verlangt, das Muster verursache ihr Kopfschmerzen. Josefa selber liebte die alte Bettwäsche, die niedlichen Blümchen erinnerten sie an ihre Mutter. Aber für ihre Gäste tat sie alles. Sie bezog das Bett in dem kleinen Eckraum, einem Einzelzimmer. Eigenartig, dass die Pechschwarze

außerdem mit ihrem Mann ein Doppelzimmer am anderen Ende des Flurs bewohnte. Obwohl das Privatleben ihrer Gäste Josefa nichts anging, ließ es sich nicht vermeiden, dass sie manchmal etwas mitbekam; in einer Pension lebte man eben dichter aufeinander als in einem großen Hotel. Da war viel Diskretion von Josefes Seite gefragt. Sie hatte kein Problem damit. Neugier gehörte nicht zu ihren Eigenschaften. Für sie waren die Menschen wie Marionetten, die einen Tanz aufführten, während sie von Ferne zusah.

Die Einkaufstasche in der Hand, den Wäschekorb mit der Zeitung oben drauf unter den Arm geklemmt, durchquerte Josefa den Flur und öffnete die Kellertür. Klack! Die Glühbirne leuchtete automatisch auf – eine Erfindung ihres Vaters – und streute trübes Licht. Langsam tappte Josefa die Treppe hinunter. Das Holz, abgenutzt vom vielen Hinauf- und Hinuntersteigen, war glatt, beinahe rutschig. Josefa mied die schiefe Stelle bei der drittletzten Stufe. Unten blieb sie stehen. Sie presste die Hand aufs Herz, um das Pochen zu beruhigen. Dann löschte sie die Lampe. Sie fand den Weg auch so. Außerdem wollte sie das Gemälde nicht sehen. Das Grinsen der Madonna jagte ihr Angst ein. Pop hatte ihr das Bild geschenkt. Oben mochte sie es nicht haben. Darum stand es hier unten.

Langsam zog Josefa die Tür ins Schloss. Durch die beiden winzigen Luken sickerte kaum Tageslicht herein, doch Josefa reichte es. Manchmal zündete sie eine Kerze an. Wie jetzt. Auch noch nach vielen Wochen entlockte ihr der Anblick des neuen Kühlschranks ein freudiges Glucksen. Wie elegant er war! Sie öffnete die Tür und räumte Lilos Köstlichkeiten ein. Pop hasste es, wenn sie Süßes aß, aber mit Lilos Hilfe hatte Josefa einen Weg gefunden, sich diese zu verschaffen. Langsam glitten ihre Finger über die Packungen, ertasteten Rundungen, Kanten, federnde Oberflächen. Schokolade, Kuchen, Kekse, dazu die Plastikdose mit den Kräutern. Doch irgendwie hatte sie heute keinen rechten Appetit – sie würde nachts essen, das tat sie sowieso am liebsten. Langsam ging sie zur Waschmaschine. *Herrjemine*, die Wäschetrommel war bereits voll. Josefa startete das Programm und kippte Natalie Vonlanthens Schmutzwäsche auf den Boden. Sie stutzte, als sie das Bettlaken berührte. Feucht. Seltsam.

Plötzlich fühlte sie sich müde. Sie legte sich aufs Campingbett, schloss die Augen. Das leise Surren der Maschine wiegte sie in einen leichten Dämmer Schlaf. Die Zeitung entglitt ihren schlaffen Händen.

Windturbine meets Golfplatz: Waldbach bekommt grünes Luxusdorf!

Kapo-Assistentin Sabine Barras, genannt Beanie, schüttelte ärgerlich den Kopf, als sie die Schlagzeile las. Naive Waldbacher! Glaubten diesem Idioten Blauwyler. *Jeder wird davon profitieren, wenn er nur rechtzeitig auf den fahrenden Zug aufspringt.* Was für eine miese Taktik! Und so leicht zu durchschauen. Beanie knüllte die Gratiszeitung zusammen und stopfte sie in den Müll. Auf ihren Biketouren kam sie oft am Naturreservat *Silberbirke* vorbei. Und natürlich auch an dem unverbauten Gebiet, das nun dieser Öko-Combo in den Rachen geworfen würde. Flutsch und weg! Vielleicht war das ein Wink, sich einen Job in Zürich zu suchen, wo Poser wie Blauwyler kein so leichtes Spiel hatten. Das einzige, was Beanie nebst ein paar Kollegen vermissen würde, waren die Poetry-Slams, die einmal im Monat in der *Franzbar* durchgeführt wurden, im zweckentfremdeten Gebäude des ehemaligen Bezirksgefängnisses. Nicht so überlaufen wie in Zürich, waren sie echt *chillig*, am Sonntagabend stand wieder einer auf dem Programm.

Beanie dehnte ihren muskulösen Rücken und atmete tief durch, die Nachtschicht war anstrengend gewesen. Da brummte ihr Handy. *Holy shit*, Staatsanwalt Kretschmer! Was der am Samstagmorgen von ihr wollte? Seit der Entführung von Meiers Baby Finn hatten sie nichts mehr miteinander zu tun gehabt. Bevor Beanie den Anruf annehmen konnte, hörte das Klingeln auf. Er hatte sich bestimmt in der Nummer vertan.

Beanie schulterte ihre Tasche und musterte sich in der spiegelnden Glastür. Ihre Frisur entlockte ihr jedes Mal ein Grinsen, die irritierten Blicke der Kollegen war der zu grelle Farbstich wert. Sie rieb sich etwas von dem öligen Gel, das sie dabei hatte wie andere einen Lippenstift, in ihr struppiges Kraushaar und zog das T-Shirt zurecht. Nach ihrer Früchte- und Gemüsephase bevorzugte sie jetzt Totenkopf-Motive in allen Variationen. Kapo-Chef Fausto Signorelli machte zwar dauernd spitze Bemerkungen, aber Beanies direkter Vorgesetzter Werner Meier schwebte nach seinem Vaterschaftsurlaub immer noch auf Papa-Wolke sieben und hatte nichts zu meckern.

Mit Tom Waits in den Ohren verließ Beanie das verwaiste Großraumbüro. Der neue Anbau der Kapo war zwar cool, aber das Arbeitsklima war schwierig, im wahrsten Sinne des Wortes. Die Luft war viel zu

trocken, und weil man nicht mehr lüften konnte, hatten viele Mitarbeiter Probleme bekommen. Nun war man dabei, die Fenster durch unverriegelte Modelle zu ersetzen. Die Umbauarbeiten hatten ein ständiges Hin und Her zur Folge, der mobile Arbeitsplatz war in der Kapo Waldstadt zur Normalität geworden, das Chaos entsprechend Programm. Sogar der heiß ersehnte, multifunktionale Essautomat mit integrierter Backfunktion hatte, kaum installiert, den Geist aufgegeben. So zog sich Beanie am alten Modell einen Müsliriegel.

»Barras, warum gehen Sie nicht ans Telefon? Kommen Sie mit!«, ertönte es in ihrem Rücken. Bevor Beanie reagieren konnte, hatte ihr Staatsanwalt Kretschmer einen Becher Kaffee in die Hand gedrückt und ging vor ihr her durch die alte Eichentür, die in den Keller führte.

Etwas nervös setzte sich Beanie in Bewegung, immerhin war Kretschmer ihr oberster Chef. Ob sie irgendwie Mist gebaut hatte? Das wäre ziemlich scheiße, sie hoffte auf ein gutes Arbeitszeugnis. Unten angekommen, vergaß Beanie ihre Befürchtungen. Hier war sie noch nie gewesen. Es roch eigenartig, nach Desinfektionsmittel und Feuchtigkeit.

Kretschmer betätigte einen Schalter, unsinnliches Neonlicht beleuchtete den mit Akten vollgestopften Raum. Als Kretschmer sich umdrehte, japste Beanie erstaunt auf. Der Mann sah nicht mehr aus wie eine schlafende, sondern wie eine wache Schildkröte. Wesentlich dazu bei trug die Tatsache, dass er seinen Schnurrbart abrasiert hatte.

»Krass«, entschlüpfte es ihr.

»Was meinen Sie?«

»Ihr neuer Look.«

Er fuhr sich mit der Hand über die Wange. »Jetzt, da jeder Trottel Bart trägt, muss man sich irgendwie abgrenzen.«

Beanie grinste. »Meine Rede.« Sie deutete auf ihre Frisur.

Kretschmer verzog keine Miene. »Wollen Sie damit sagen, Sie hätten diese Haarfarbe freiwillig gewählt?«

»Logisch.«

»Dann könnten Sie sie vielleicht auch freiwillig überdenken. Pink und Polizeiarbeit, das ist schwierig.«

»Wieso, das bringt doch Drive in den lahmen Alltag.«

Kretschmer sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen an. Dann fand er wohl, er habe genügend Vertraulichkeiten mit der Assistentin ausgetauscht, und zog zwei Stühle an einen wackligen Holztisch.

Beanie setzte sich und schälte ihren Riegel aus der Packung. »Voll schräg hier unten. Werden Sie mich gleich über meinen Spionage-Einsatz informieren?«

Statt auf ihren Scherz einzugehen, zog Kretschmer sein Handy hervor. Beanie erschrak. Kursierte etwa ein kompromittierendes Selfie über sie? Sie und ihr Kollege Andi von der IT im Tattoo-Shop? Als er das Foto bei Facebook postete, hatte sie gewusst, dass es Ärger geben würde.

Der Staatsanwalt hielt ihr das Display unter die Nase – eine News-Webseite mit allen möglichen Schlagzeilen. »Die da unten ist interessant.« Kretschmer scrollte an die richtige Stelle. »Lesen Sie«, forderte er sie auf.

Leiche im Naturschutzreservat! Besteht ein Zusammenhang mit VillageGreen? Irritiert blickte Beanie hoch. »Eine Leiche in der Silberbirke? Wollen die uns verarschen? Als ich vor einer Stunde da vorbeigefahren bin, war alles friedlich.«

»Während der Arbeitszeit?«

Shitmist, bis jetzt hatte keiner bemerkt, wenn sie sich eine kurze Trainingsauszeit nahm!

»Die Meldung von der Leiche ist gerade erst offiziell hereingekommen. Margret Gut hat sie Signorelli weitergegeben und der hat das ganze Team mobilisiert. Sie übrigens auch!«

»Ich war ...«

»Sie waren am Radeln, stimmt, da kann man keine Anrufe empfangen.«

Beanie biss sich auf die Lippen.

»Entspannen Sie sich, Ihr Hobby ist mir egal«, sagte Kretschmer. »Das Einzige, was mich interessiert: Die Meldung wurde bei uns intern verbreitet und nun steht sie online.« An der Intensität, mit der der

Staatsanwalt sprach, merkte Beanie, wie sauer er war. »Es gibt eine undichte Stelle. Irgendjemand aus der Kapo Waldstadt redet zu viel.«

Beanie nickte eifrig. »Das ist mir auch schon aufgefallen. Einmal habe ich Signorelli darauf hingewiesen, aber er hat abgeblockt.«

»Herrn Signorelli!«

»Sorry.« Beanie grinste entschuldigend. »Trotzdem finde ich ...«

»Als Chef steht er hinter seinem Team, das ist schon richtig. Aber das hier«, er deutete auf die News, »geht mir zu weit. Darum sollen Sie herausfinden, wer der Maulwurf ist.«

Beanie brauchte einen Moment, bis sie verstand, was er meinte: Der Staatsanwalt lässt Signorellis Team bespitzeln! Von der afrodeutschen Migrantenassistentin. *Bloody hell!*

Da klingelte Kretschmers Handy. Erstaunlich wendig drehte er sich ab, sprach eine paar Worte und war schon fast zur Tür hinaus, als er innehielt. »Haben Sie eine Ahnung, wo Meier steckt? Er geht nicht ans Handy.«

»Heute wird sein Brüllbeutel getauft.«

Triumphierend schnippte Kretschmer mit den Fingern. »Hab ichs doch gewusst.«

Beanie verstand nicht.

»Test bestanden, Frau Barras. Sie wissen alles. Darum sind Sie die richtige Person, um unseren Zeitungsflüsterer zu finden.«

Eine hellblaue Linie auf weißem Grund.

»Positiv«, flüsterte Zita schockiert.

Wie hatte das nur passieren können? Wegen dieses allereinzigen Mals, dieses Aufflackerns, dieser Erinnerung an die erste Zeit, jene wilde, leidenschaftliche, viel zu kurze Zeit, in der alles möglich gewesen war. Zita fixierte die blaue Linie, als ob sie so wieder verschwinden würde. Aber Schwangerschaftstests ließen sich nicht manipulieren. Außerdem waren die Anzeichen klar, Zita hatte sie nur verdrängt. Die ständige Müdigkeit, die Gereiztheit, die Übelkeit bei Hackbratenduft. Dass sie so dämlich gewesen war, so unglaublich dämlich.

Dabei hatte ihre Welt gerade wieder rosig ausgesehen. Eski war ihr nämlich nachgelaufen und hatte sie aus ihrer neidzerfressenen Katerstimmung und dem chaotischen Badezimmer herausgeholt. Weil Eski ihre Freundin kannte, weil sie genau wusste, dass Zita manchmal das Gefühl hatte, Eski bekäme die Butter und Zita das alte Brot. Nach dem Gespräch mit der Freundin war es Zita viel besser gegangen. Gleich am Montag würde sie die Assistentenstelle im englischen Seminar annehmen und damit ihr Nebenfach zur Hauptsache machen, eine Entscheidung, die sie seit Wochen vor sich her schob. *The New Heroine in Fantasy Literature – a Psychological Approach*. Was sie später damit anfangen würde, war ihr nicht klar, sie verspürte einfach unbändige Lust, sich in Artikel, Bücher und Filme zu vergraben. Das Hüteproblem würde sie mit Helen lösen, die bestimmt liebend gern Finns Tagesmutter würde, eine klassische Win-win-Situation.

All dies hatte sich Zita innert weniger Minuten ausgedacht und Frühlingsgefühle verspürt. Übermütig war sie an die Party zurückgekehrt, hatte Meiers Blick geliebt und Finns Glucksen, als sie mit ihm, zur Begeisterung der Taufgesellschaft, auf Helens Rasen herumgehopt war. Richtig selig war sie gewesen. Bis Helen stolz den gigantischen Hackbraten mit dem Kartoffelstock präsentiert hatte, es Zita schlecht geworden und sie nach oben gerannt war, nur um da über den elenden Schwangerschaftstest zu stolpern, den sie im Chaos hatte liegen lassen.

Zita seufzte. Da half alles nichts. Sie musste mit Meier reden.

In der Küche waren ihre Mutter und Helen damit beschäftigt, die Spülmaschine zu füllen. Finn lag schlafend in seinem Körbchen und Meier hielt ihr einen Teller entgegen. »Da bist du ja endlich. Ich hab deine Portion verteidigt. Die Leute haben gefuttert wie die Scheunendrescher.«

Zita schüttelte den Kopf.

»Bitte, mein Kind«, mischte sich ihre Mutter ein. »Du hast noch gar nichts gegessen.«

»Ich hab keinen Hunger. Kommst du mal?« Zita zog Meier mit sich in den Flur.

»Vorsicht.« Er drückte die Hand ins Kreuz. »Denk an meinen Hexenschuss.«

»Wir müssen reden!«

»Was ist los?« Meier sah sie an. »Wo warst du so lange?« Sein Mund suchte den ihren. »Muss ich mir Gedanken machen? Gibt es einen andern?«

»Quatsch.«

»Ich liebe dich nämlich, weißt du.«

Nachgeben, in seine Umarmung sinken, alles vergessen.

Da klingelte Helens schwarzes Schnurtelefon.

»Schon wieder, da ruft dauernd einer an.«

»Lass es«, flüsterte Zita. »Commissario, es ist so ...«

»Moment.« Meier löste sich von ihr. »Helen!«, brüllte er in Richtung Küche. »Soll ich mal rangehen?«

»Ja bitte, ich glaube, es ist Marie«, kam Helens Antwort.

»Hast du nicht gehört?« Wieso ging er an dieses verdammte Telefon? »Ich muss dir ...«

»Meier bei Himmel.« Er sprach und nickte ihr gleichzeitig zu. Was ist los?, formten seine Lippen.

Sie holte Luft. »Ich bin ...«

Da schrie Meier auf. »Was? Im Ernst? Nein, natürlich, kein Problem, ich bin gleich da. Die meisten Gäste sind ohnehin schon weg.« Er legte auf. »Das war Staatsanwalt Kretschmer persönlich. Ein Toter am Greifensee vorne, auf der Aussichtsplattform beim Aabach. Sie haben seit Stunden versucht, mich zu erreichen.«

Der kleine Parkplatz beim Kiosk der *Silberbirke* war völlig überfüllt. Meier war froh, dass er nicht das Auto, sondern Helens Fahrrad genommen hatte. Allerdings nur, bis er vom Sattel steigen musste. Die Frage, ob er je wieder aufsteigen könnte, verdrängte er.

Die Unfallstelle war schon von Weitem zu erkennen. Entlang des rot-weißen Absperrbands hatten sich einige Leute versammelt, die gerade von seinem Mitarbeiter, dem großgewachsenen, braungebrannten Trösch, weggeschickt wurden.

»Gehen Sie endlich, es gibt hier nichts zu sehen.« Er erblicke Meier. »Da ist unser Chef, er hasst Schaulustige.«

Toll. Den schwarzen Peter weiterschieben, das beherrschte Trösch perfekt.

»Herr Kommissar, wer ist der Tote?«

»Einer vom Dorf?«

»Ist es wegen der Abstimmung?«

Die Fragen prasselten nur so auf Meier ein. Automatisch hob er die Hand. Siehe da, es wurde still. Gespannt schauten ihn die Leute an, aus dem Augenwinkel bemerkte er Tröschs verblüfftes Gesicht.

Meiers Blick wanderte zur Aussichtsplattform auf der anderen Seite des Aabachs. Die Szene, die sich ihm bot, hatte etwas Absurdes, erinnerte ihn irgendwie an die *Schneekönigin-Morde*, nur dass damals Winter gewesen war. Er sah einige Techniker in weißen Overalls, darunter den kleinen, runden Spurensicherungschef Kneubühler. Am Fuß der Treppe diskutierten zwei Frauen: die unscheinbare Notfallärztin und die Pathologin Anna Quetes, deren Haar kupferrot glänzte in der Nachmittagssonne. Einst hatte er sie begehrt, jetzt war da nur noch eine vage Erinnerung. Etwas weiter entfernt unter einer Birke waren Teamkollege Lips, den unvermeidlichen Süßholzstängel im Mund, und die schräge Assistentin Beanie Barras in ein Gespräch mit einer älteren, schlohweißhaarigen Frau vertieft. Daneben standen sein Chef Fausto Signorelli und der erstaunlich glattrasierte Staatsanwalt Kretschmer. Die ganze Mannschaft! Meier spürte eine Welle von Adrenalin, sein Körper streckte sich zu seiner vollen Größe – den Schmerz ignorierend. Was auch immer er da auf der Aussichtsplattform vorfände, es war mit Sicherheit ein großer Fall.

Meier wandte sich den erwartungsvollen Gaffern zu und verwies sie mit knappen Worten auf die Online-Plattform der Kapo Waldstadt, wo sobald wie möglich Informationen aufgeschaltet würden. Der Anblick der Leiche ein paar Minuten später änderte nichts an seinem Hochgefühl, obwohl er leer schlucken musste und kurz befürchtete, der Hackbraten käme ihm hoch. Ein zerfurchtes Gesicht, die eine Hälfte völlig intakt, die andere aufs Fürchterlichste zerschlagen, das unversehrte Auge angstvoll aufgerissen, der Mund zu

einem stummen Schrei verzerrt. Das war kein friedlicher Tod gewesen. Der Geruch und die vielen Fliegen verrieten, dass es schon eine Weile her sein musste. Meier machte eine unwillige Handbewegung. »Ätzend, die Viecher!«

Kneubühler ließ die Abdeckplane sinken. »Hast du genug gesehen, können wir weitermachen?«

»Ist das eine Pfeife?« Neben dem Kopf des Toten lag ein schwarzer Gegenstand am Boden.

»Gestopft, aber nicht geraucht.«

»Was ist das?« Meier deutete auf eine weißlichgelbe Substanz an der Stelle, wo früher mal das Auge gewesen sein musste.

»Bin ich Pathologe?«

»Komm schon Kneubi, du hast immer eine Meinung.«

Kneubühler beugte sich über die Leiche. »Du hast recht, sieht seltsam aus.« Er überlegte: »Vielleicht ein Vogelschiss?« und deutete auf die sumpfige Erde ein Stück weiter vorne, wo sich mindestens zehn aufgeregt schnatternde Vögel versammelt hatten und eifrig auf dem Boden herumpickten.

»Denkst du, die waren an der Leiche?«

»Schon möglich. Krähen sind Aasfresser.«

Meier warf einen letzten Blick auf den Toten. Die Brutalität bildete einen extremen Gegensatz zu dem roten Bauerntüchlein auf dem Geländer, den raschelnden Birkenblättern, den summenden Bienen. Trügerischer Friede, schoss es ihm durch den Kopf.

»Hör mal, Kneubi, schau dir die Stelle bitte auch an.« Er zeigte auf die gierig pickenden Vögel. »Irgendwas muss da sein.«

»Vielen Dank, dass du mir meinen Job erklärst«, meinte Kneubühler. »Schon erledigt. Es wäre nicht das erste Mal, dass der Täter ein paar Meter vom Tatort entfernt gekotzt hätte.«

»Danke. Gib mir gleich Bescheid, gell.«

Meier hob die Hand zum Gruß und ging zur Notfallärztin, deren Namen er immer vergaß. Er vermied es, sie anzusprechen, indem er sich in sein Notizbuch vergrub, eifrig ihre Angaben notierte und zum Schluss um einen Tipp wegen seines Rückens bat. »Ich habe mir dummerweise einen Hexenschuss geholt.« Die Packung mit den rosa Pillen steckte er dankbar in die Tasche seiner Lederjacke, bevor er sich Anna Quetes zuwandte. Meier lächelte sie an, unsicher irgendwie, schließlich hatte er sie seit Monaten nicht mehr gesehen.

Sie verzog keine Miene, schob die Brille auf die Nase und las ihre Notizen vom Tablet. »Älterer Mann, 80+, nicht untrainiert, mehrfach getroffen mit einem breiten Gegenstand, vielleicht einer Schaufel, Verletzungen im Gesicht, Todesursache noch unklar, möglicherweise Gehirnblutung. Todeszeitpunkt: vor mehreren Stunden; die Fliegen haben bereits Eier gelegt.« Sie klappte den Deckel zu. »Mehr kann ich nicht sagen.«

»Und die seltsame Substanz in der Wunde?«

Zum ersten Mal blickte Anna ihn an, das Grün ihrer Augen war dunkel, fast schlammig. »Gut beobachtet, Meier. Du bist nicht ganz so blind, wie ich dachte.«

Bevor Meier zu einer Antwort ansetzen konnte, fuhr sie fort. »Möglicherweise Wundsekret. Oder sonst ein Saft.« Sie drehte sich um. »Ich melde mich.«

»Wer ist es?«

Anna zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Jemand aus dem Dorf, glaube ich. Die Frau dort hat ihn gefunden.« Anna deutete auf die Weißhaarige bei Barras und Lips.

»Warte! Hat er den Mörder gekannt?«

»Vielleicht«, antwortete sie schnell, bereits im Gehen. »Zumindest hat er sich kaum gewehrt.«

»Könnte es auch eine Frau gewesen sein?«

»Je nachdem.«

Damit war sie weg, nur noch ein Hauch ihres Parfums hing in der Luft. Es roch anders als früher, zu süß irgendwie. Meier klappte sein Notizbuch zu und betrachtete gerührt den abgegriffenen Deckel; seit den Babyentführungen hatte er es nicht mehr gebraucht.

»Meier!«, erklang eine ungeduldige Stimme.

Er steckte das Buch ein und ging auf Signorelli und Kretschmer zu. Innerlich wappnete er sich gegen ihre Scharmützel; sie waren, aus ihren jeweiligen Wochenenda-Aktivitäten gerissen, bestimmt nicht bester Laune.

Doch Signorelli, dem sein neuer Bart noch mehr Männlichkeit verlieh, schien guter Dinge. »Ah, der Herr Kindsvater. Unglaublich, dass auch Sie es geschafft haben! Wie heißt es doch so schön? Die Letzten werden die Ersten sein.«

»Ich komme direkt vom Taufbecken, der Pfarrer gibt meinem Sohn gerade den Segen«, gab Meier zurück.

Gespielt entsetzt zuckte Signorelli zusammen. »Sie hatten das Handy an, in der Kirche?«

»Natürlich, Finn hat darauf ein Game gespielt, damit ihm nicht langweilig war.« Meier genoss Signorellis Sprachlosigkeit. »Wozu das Großaufgebot?«

»Tut uns leid, dass wir Sie holen mussten, Meier«, mischte sich Kretschmer ein. »Aber Sie müssen den Fall übernehmen.«

Da erfuhr Meier, warum der Staatsanwalt hier war. Waldbachs Gemeindepräsidentin Hannah Lienert hatte ihn persönlich informiert.

»Ich dachte, die Frau dort drüben hätte den Toten gefunden?« Meier deutete auf die Weißhaarige.

Kretschmer nickte. »Hannahs Mutter, Lilo Lienert, sie arbeitet für die *Silberbirke*.«

»Und was hat die Tochter damit zu tun?«, hakte Meier nach.

»Sie war auf einem Spaziergang, hat einen Kadaver auf der Aussichtsplattform vermutet und den Ranger, der eigentlich dafür zuständig wäre, nicht erreicht.«

»Sie hat den Toten gar nicht gesehen?«

»Nein.«

»Ungewöhnlich«, fand Meier.

»Wieso?«

»Dass sie nicht selber auf die Plattform gestiegen ist, um nachzusehen. Jeder andere hätte das gemacht.«

»Hannah ist nicht wie andere«, meinte Kretschmer, plötzlich verärgert, wie es schien. »Halten Sie mich auf dem Laufenden. Und noch etwas: Es wäre gut, wenn nicht an die Öffentlichkeit dringt, dass Hannah Lienert am Tatort war.« Er sah von Meier zu Signorelli. »Sagen Sie das auch dem Team. Hannah ist erst ein paar Monate Gemeindepräsidentin, bald stehen Wahlen an, diese Form von Publicity muss nicht unbedingt sein.«

Da klingelte Signorellis Handy. Er warf einen Blick auf das Display. »Ich muss los. Meier, Sie erstatten mir heute Abend noch Bericht. Dann entscheiden wir, ob eine kurze Pressemitteilung reicht. Irgendwas müssen wir rausgeben, nur schon wegen der vielen Leute.« Im Weggehen deutete er auf die Menschentraube hinter dem Absperrband und verdrehte die Augen.

»Ich bin auch weg«, meinte Kretschmer. »Sobald die Identität des Toten klar ist, werde ich Hannah Lienert informieren.«

»Ist das legal?«, murmelte Meier.

Kretschmer drehte sich blitzschnell um und fixierte ihn scharf. »Natürlich. Sie hat eine Meldung gemacht, es ist ihr Gemeindegebiet, sie hat ein Recht darauf.« Damit ging er davon, in seinen Schildkröten-Gang verfallend.

So so, die Gemeindepräsidentin und der Staatsanwalt ... Als Meier ein paar Augenblicke später in die verstörten Augen von Lilo Lienert sah, vergaß er Kretschmer, Signorelli und ihre Ränkespiele. Die alte Dame erzählte, wie sie auf dem Heimweg von der *Silberbirke* die vielen Fliegen bei der Aussichtsplattform bemerkt hatte. Neugierig sei sie näher gekommen, habe ihr Rad am Verbotsschild abgestellt und sei die Treppe hochgestiegen. Mutiger als die Tochter, konstatierte Meier für sich. Sie habe Johan Havemann sofort erkannt, trotz seines zerschlagenen Gesichts. Denn sein blaues Käppi, das rote Halstuch und vor allem die Pfeife seien so unverwechselbar wie seine Gummistiefel, die er auch bei trockenem Wetter trage.

»Sie ist eine Freundin der Familie, das reicht für eine inoffizielle Identifizierung«, flüsterte ihm Barras zu.

»Johan Havemann«, stellte Meier fest, der nüchterne Klang seiner Stimme stand im Gegensatz zum Brodeln seinem Innern. Wenn das stimmte, saßen sie hier auf einem Pulverfass. Im *Züri Oberländer* hatte schwarz auf weiß gestanden, dass Johan Havemann gestern an der Gemeindeversammlung das

Einverständnis zum Verkauf seines Landes gegeben hatte. Nun war er tot. Ermordet. Meier wurde schwindlig. Ruhe bewahren, eins nach dem anderen, hörte er im Geist die sonore Stimme seines Mentors Hannes Sutterlütli.

»Wann war das genau, können Sie sich erinnern?«, wandte er sich an Lilo Lienert.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, ich habe heute Morgen meine Uhr verlegt. Ich bin aber sofort zum Kiosk zurückgeradelt und habe mit Tims Handy die Polizei gerufen.« Auf Meiers fragenden Blick hin ergänzte sie: »Tim ist der Zivi der *Silberbirke*.«

»Dann waren Sie allein, als Sie den Toten fanden?«

»Ob ich allein war?« Lilo Lienerts Augen flackerten. Nur kurz, aber Meier registrierte es. »Natürlich.«

Meier konsultierte sein Notizbuch. »Ihre Tochter hat den Vorfall auch gemeldet. Sind Sie ihr begegnet?«

»Meiner Tochter?«

»Die Gemeindepräsidentin ist doch Ihre Tochter, oder habe ich da etwas falsch verstanden?«

»Nein, nein. Sie müssen entschuldigen, ich bin etwas durch den Wind, ich kann es noch gar nicht glauben.«

»Haben Sie ein Statement von Frau Lienert?«, wandte sich Meier an Barras.

Diese klopfte auf die Tasche ihrer Cargohose. »Alles auf Smartphone, muss nur noch eine Abschrift machen.«

»Dann können Sie heimgehen«, sagte er zu Lilo Lienert und ergänzte mitfühlend: »Am besten legen Sie sich hin. Falls ich noch Fragen habe, komme ich bei Ihnen vorbei.«

Lilo Lienert nickte und schritt davon.

»Wollen Sie Ihr Fahrrad nicht mitnehmen?«, rief Barras.

Die alte Dame fuhr zusammen. »Danke. Fast hätte ich es vergessen.«

Meier und Barras wechselten einen Blick. Eine schusslige Zeugin, das konnte heiter werden.

Als Meier sein Notizbuch einsteckte, setzte unvermittelt auch der Schmerz in seinem Rücken wieder ein. Er fummelte die rosa Pillen heraus. »Barras, bitten Sie Kneubühler nachzusehen, ob Johan Havemann irgendwelche Unterlagen auf sich getragen hat. Außerdem will ich alles wissen über ihn. Trösch und Lips sollen weitermachen und die Schaulustigen befragen.« Er deutete auf die Menge. »Nachrichten werden heute schnell reisen, ich geh besser gleich in die Pension *Seeblick*, um die Familie zu informieren. Sie wissen nicht zufällig, wo die genau liegt?«

»Ich bin auch ein Navi!«, grinste Barras und klang dabei wie Kneubühler. Sie hob die Hand und zeigte auf das Gebäude, das genau gegenüber am anderen Ufer der Bucht malerisch auf einer kleinen Anhöhe stand.

Marie Himmel starrte auf das Schild an der Hauswand: *Pension Seeblick, Fremdenzimmer zu vermieten*. Es sah aus wie früher, nur die Buchstaben waren ein bisschen verwitterter. Als Pfadfinderin hatte sie die Gegend am Greifensee, da, wo der Aabach ein kleines Delta bildete, gekannt wie ihre Hosentasche. Doch dann hatten die *Pfadi* sie nicht mehr interessiert und das poplige Dorf sowieso nicht. Erst als sie die Beziehung zu Elias Heller angefangen hatte, war sie wieder hergekommen. Nachdem sein Haus am See jedoch abgebrannt war, hatte Felix Blauwyler ihm das Grundstück zu einem Spottpreis abgekauft; bei der Vertragsunterzeichnung hatte Marie den smarten Frontmann von *VillageGreen* kennengelernt. Und sich in ihn verliebt.

Marie kämpfte sich durch die Büsche, Dornen rissen ihre Haut auf. Endlich fand sie den idealen Beobachtungsposten. Felix saß an einem Holztisch auf einem Sitzplatz, der ein Stück vom Haus entfernt im Schatten lag; um ihn versammelt war die ganze Crew. Marie hatte alle recherchiert und die Namen in ihr Tagebuch eingetragen. Natalie Vonlanthen, die Giftschlange, war verheiratet mit Reto Vonlanthen, der ebenso sportlich wirkte wie sie, am anderen Ende des Tisches saß und sich nicht an ihrem schamlosen Verhalten Felix gegenüber zu stören schien. Entweder war er ein Weichei oder ein Weggucker. Jedenfalls wollte er nicht wahrhaben, dass seine Alte den Chef anmachte.

Marie stöhnte auf. Wer, wenn nicht sie, erkannte die Zeichen? Schließlich hatte es bei ihr genau so angefangen. Die versteckten Blicke, die zufälligen Berührungen beim anschließenden Essen im Fünf-Sterne-Restaurant und schließlich der Kuss im Vorzimmer der Toilette, da, wo man sich entscheiden

musste, ob man die rosa Tür mit der edlen Hofdame wählte oder die blaue mit dem Ritter. Marie schloss die Augen. Die Gier, die Lust, der schnelle Kick. Immer noch spürte sie den stählernen, hochgeklappten Behinderten-Greifarm in ihrem Rücken. Elias war ausgeflippt, war abgereist nach Berlin, ohne sich noch einmal zu melden. So ein Loser! Sie hätte es von Anfang an wissen müssen. Hatte sie doch ihre Typen immer älter gemocht, selbstsicher und süchtig nach Marias Jugend. So wie Felix vor Kurzem. Auf Händen getragen hatte er sie. Bis es plötzlich aufgehört hatte. Ohne jeglichen Grund. Keine ihrer SMS beantwortet er. Seit Tagen nicht. Und in einem Chat war er nicht. Darum war sie hergekommen.

Vögel krächzten und Marie schrak zusammen. Eben leerte Felix ein Glas. Sie glaubte, sein Halszäpfchen auf und ab hüpfen zu sehen und den Tropfen, der ihm in den Kragen seines Hemdes lief, über die behaarte Brust nach unten. Ein Laut entwich ihr, hoch, klagend. Die Vögel im Kirschbaum sahen neugierig zu ihr her. Höhnisch lachte Marie auf. Versucht nur, mich zu verpetzen, ihr blöden Viecher, es versteht euch doch keiner!

Da kam eine unförmige Gestalt auf die Gruppe zu, eine Platte balancierend, als wäre sie heilig. Erdbeertorte! Wieso kannte die Watschelente Felix' Vorlieben? Er schien die Dicke etwas zu fragen, doch die reagierte nicht, stellte nur stoisch ihren Krempel ab. Reto Vonlanthen stand auf, ging zur Giftschlange und drückte ihr einen Kuss auf den Kopf. Was für ein Haufen Heuchler! Auch die beiden anderen standen auf: der ausgemergelte Tino Fricker und der dicke Odermatt vom Gemeinderat. Den kannte Marie noch von früher; sein Sohn war mit ihr zur Schule gegangen und genauso fett wie er. Alle gruppierten sich um Queen Natalie. Felix sagte etwas, die anderen lachten. Seine Hand berührte ihre Schulter. *Fuck!*

Nun hatte sich Marie so nahe angeschlichen, dass sie Laute hören konnte, einzelne Wortfetzen. Die Watschelente schleppte Tassen und eine Kanne mit Blümchenmuster an. Das würde ihm gefallen, er stand auf Retro. Tatsächlich, er war der erste, der sich einschenken ließ. Bedächtig hob die Watschelente Kuchenstücke auf die Teller. Schlagsahne dazu? Die Giftschlange lehnte ab. Magersüchtige Ziege! Ihre Knochen zeichneten sich unter der Haut ab, ihre Beine sahen aus wie Strohhalme, deutlich sichtbar, als sie aufstand und in Richtung Haus verschwand.

Automatisch strich sich Marie über ihre Hüften. Erstarrte. Wie eine Sturmwellen schwappte die Gier in ihr hoch. Eine Packung Notfall-Gummibärchen. Ritsch ratsch. Felix hielt inne, die volle Gabel in der Luft. Ihre Blicke schienen sich zu treffen. Da tauchte, ums Haus herumkommend, ein Mann auf; er schob ein Fahrrad und humpelte. Marie erschrak. Es war Werner Meier, der Polizist, der bei ihrer Mutter lebte. Hatte er sie etwa im Visier? Schon robbte sie zurück, eilig, sich den Mund mit den weichen Bärchen vollstopfend. Schweiß, Herzasen. Nun war die Packung leer. Mehr, sie brauchte mehr! Marie kratzte sich, bis warme Flüssigkeit floss. Mit blutigen Fingern griff sie zum Handy. *Du verdammtes Arschloch, ich sag es deiner Frau!*

Fassungslos startete Felix C. Blauwyler auf sein Smartphone – das war das Erste, was Meier auffiel. Erst danach registrierte er die anderen Anwesenden. Nebst Blauwyler, dessen Gesicht er aus den Medien kannte, waren es drei weitere Männer, alle mit dunklen Brillen. Der Sonnenschirm, das Kaffeegeschirr, die Erdbeertorte – das Ganze sah nach einem Feriennachmittag aus, hätten die Unterlagen auf dem Tisch nicht eine andere Sprache gesprochen. Dies mussten die Leute von *VillageGreen* sein.

Meier trat näher. »Verzeihen Sie, wenn ich so hereinplatze, aber die Türklingel geht nicht und eine Rezeption habe ich nicht gefunden.«

»Rezeption?« Dem Glatzköpfigen gelang es, in die drei Silben so viel Hohn zu legen wie möglich. »So was gibts hier nicht. Und wenn Sie ein Zimmer wollen, haben Sie keine Chance. Es gibt nur fünf und die sind gebucht.«

Meier schüttelte den Kopf. »Nein, ich möchte jemanden von der Leitung sprechen.«

Der Glatzköpfige zuckte die Schultern. »Auch das gibts nicht. Sonst würde es hier nicht so aussehen.«

»Fricker«, erklang Blauwylers amüsierte Stimme. »Hör auf zu stänkern, konzentrier dich auf die Aussicht.«

»Hat man ja keine.«

Der Mann namens Fricker hatte nicht unrecht: Der Sitzplatz lag zwar idyllisch, aber in einem derart ungünstigen Winkel, dass vom See nichts zu sehen war.

Blauwyler näherte sich Meier. »Es tut mir leid, wir sind Gäste. Der Besitzer ist nicht da. Und die Angestellte«, suchend sah er sich um, »kommt und geht wie ein Geist. Aber wie mein Kollege eben bemerkte, es ist ausgebucht. Allerdings reisen wir morgen ab, dann wird bestimmt was frei.«

Die hielten ihn tatsächlich für einen Gast! Meier wollte den Irrtum korrigieren, überlegte es sich jedoch anders. Er nahm sich einen freien Stuhl, setzte sich – ein Stöhnen unterdrückend – ein Stück von der Gruppe entfernt und holte sein Notizbuch aus der Lederjacke. »Ich werde warten.«

Blauwyler wechselte mit den andern einen Blick, dann zuckte er die Schultern. »Wir sind sowieso fertig.« Er griff nach einem Stapel Papier und sah auf die Uhr. »Ich muss los.«

»Stopp! Was ist mit dem Golfplatz?«, ertönte eine Frauenstimme. Sie gehörte einer dunkelhaarigen Frau, die sich unbemerkt genähert hatte.

»Verschieben wir auf morgen, mir ist ein Meeting dazwischengekommen.«

»Mit der Gemeindepräsidentin?«

Meier wusste nicht, ob es ihm nur so vorkam, aber die Stimme der Dunkelhaarigen klang spöttisch.

»Nein, die habe ich heute schon getroffen.«

Meier registrierte, wie die drei Männer Blauwyler anstarrten.

»Meine Chefin? Warum? Die Informationen laufen doch alle über mich«, entschlüpfte es dem Dicken, dem der Schweiß nur so die Backen herunterlief, während Fricker ihn in die Seite knuffte, mit einem warnenden Blick zu Meier, der tat, als ob er in sein Notizbuch vertieft wäre.

»Zufall«, antwortete Blauwyler entspannt.

Meier schielte an seinem Notizbuch vorbei und sah, wie die anderen aufmerkten.

Da entdeckte ihn die Schwarzhaarige. »Wer sind Sie?«, fragte sie scharf.

Meier entschied, dass es Zeit war, seine Identität preiszugeben. »Werner Meier, Kapo Waldstadt. Sind Sie die Tochter von Johan Havemann?«

Die Frau lachte auf. »Sehe ich so aus?«

»Darf ich daraus schließen, dass Sie ...?«

»Ich bin nur Gast hier. Aber wenn die Tochter hier wohnt, muss sie irgendwo sein.« Mit einer vagen Geste deutete sie auf das Haus.

Blauwyler setzte sich in Bewegung. »Wie auch immer, ich habe einen dringenden Termin. Ich glaube nicht, dass wir Ihnen helfen können, wir haben Havemanns Tochter gar nicht kennengelernt.«

»Das ist schade. Denn ab jetzt ist sie die Chefin hier. Ihr Vater ist ermordet worden.«

Die Nachricht schlug ein wie eine Bombe. Der Dicke ließ das Glas fallen, aus dem er eben getrunken hatte.

Blauwyler fasste sich als erster. »Sie reden von Johan Havemann?«

»Sie kennen ihn?« Meier stellte sich absichtlich dumm.

»Natürlich, wir ...«

»Wer ist wir?«

»VillageGreen, vielleicht haben Sie davon gehört?«

»Das Luxusresort-Projekt? Sind Sie Felix Blauwyler?«

»Felix C. Blauwyler, stimmt.« Er schüttelte den Kopf. »Was für ein Schock! Gestern noch habe ich mit Johan eine Pfeife geraucht und den Vertrag für sein Land besprochen.«

»Sie haben einen gültigen Vertrag?«

Ausgerechnet jetzt kam die Sonne hinter dem Hausdach hervor und fiel auf Blauwyler, der bedeutsam auf seine Brusttasche klopfte. »Natürlich. Johan Havemann hat unterschrieben.«

»Was? Das hast du uns gar nicht gesagt«, entschlüpfte es der Schwarzhaarigen, während ihre Kollegen sich erleichtert einen Blick zuwarfen.

Meier hatte das Gefühl, dass nur die schrecklichen Umstände sie daran hinderten, in Jubelgeschrei auszubrechen. »Darf ich Sie bitten, hier zu warten? Ich würde gerne mit Ihnen sprechen, aber zuerst muss ich die Tochter finden.«

Nach einem weiteren Blickwechsel nickten die fünf.

Blauwyler griff demonstrativ zu seinem Handy. »Selbstverständlich. Meinen Termin sage ich ab.«